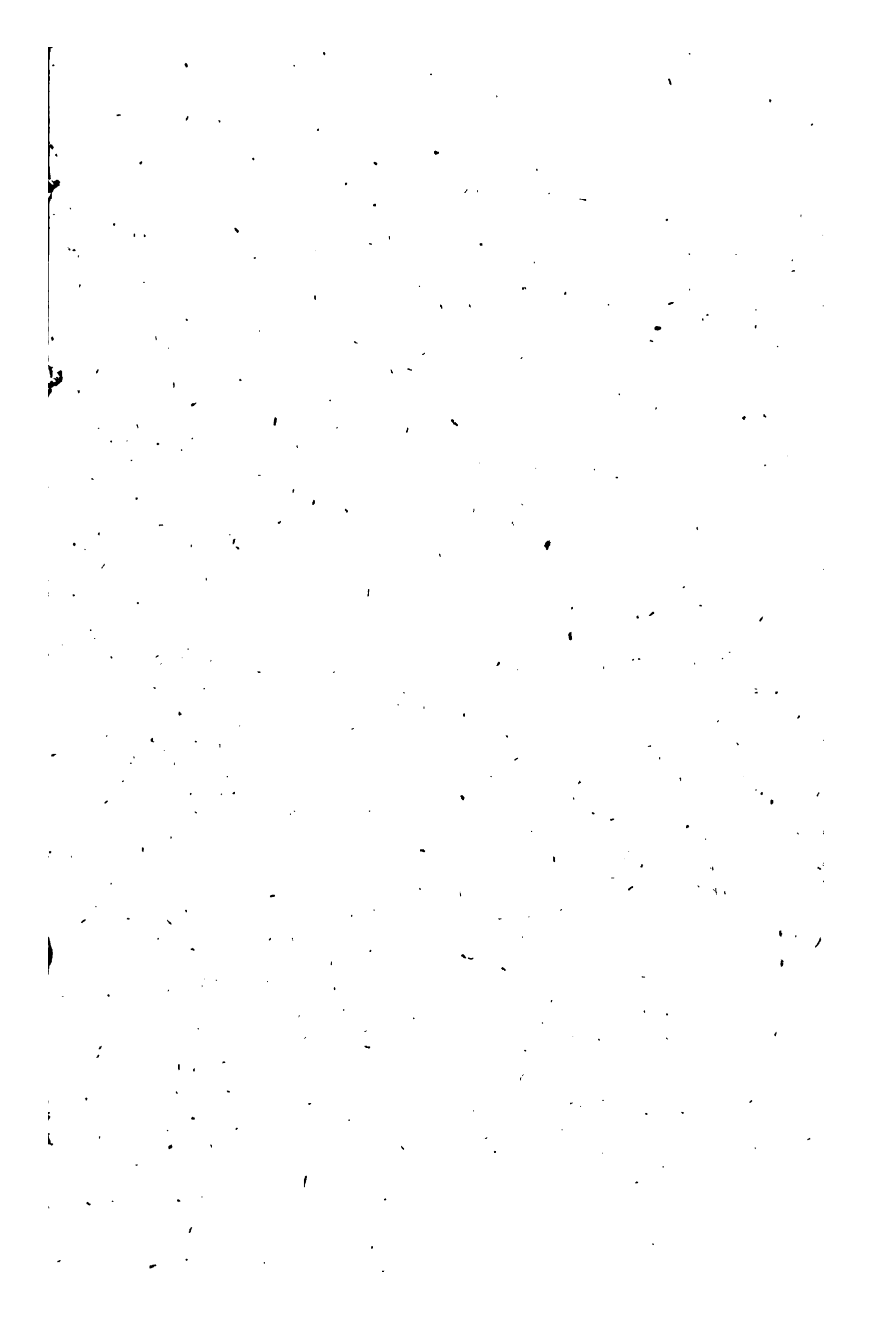
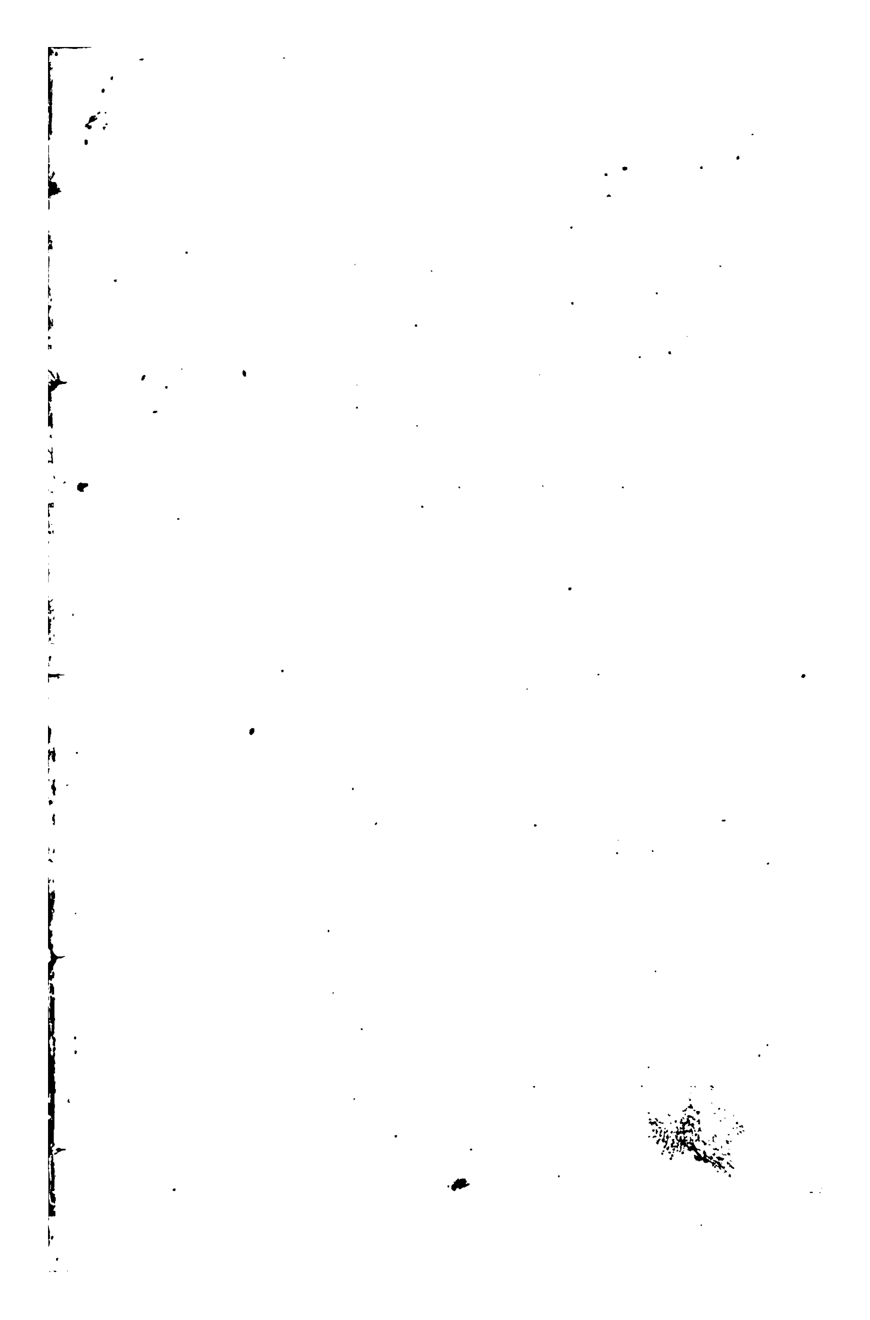



TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA









Gem. v M. Oppenheim   Lith. bei F. C. Vogel

Börne

Ludwig Börne

als

Charakter und in der Literatur.

Von

Eduard Beurmann.

> „Benjamin Constant, qui est mort hier, était un de ces hommes rares, qui fourbissent, polissent et aiguissent les idées générales de leur temps, ces armes des peuples, qui brisent toutes celles des armées. Il n'y a que les révolutions, qui puissent jeter de ces hommes-là dans la société. Pour faire la pierre-ponce, il faut le volcan.
>
> Victor Hugo.

Zweite Ausgabe.

Frankfurt a. M.
Carl Körner.
1841.

„Freunde und Gleichgesinnte machen mir oft Vorwürfe, daß ich so wenig schreibe, für das taubstumme Vaterland so selten das Wort ergreife. Ach! sie glauben, ich schriebe, wie die Anderen, mit Dinte und Worten; aber ich schreibe nicht wie die Anderen, ich schreibe mit dem Blute meines Herzens und dem Safte meiner Nerven und ich habe nicht immer den Muth, mir selbst Qual anzuthun, und nicht die Kraft, es länger zu ertragen.“ So lauten die Anfangsworte der letzten Schrift Börne's, die bei dem Buchhändler Theophile Barrois in Paris erschien. Wer möchte noch glauben, daß Börne an der Grippe gestorben sei! Ich bin der Meinung, daß selbst jene nüchternen und in den Verhältnissen eingefrornen Menschen, die an jeden Charakter und jedes Ereigniß den gewöhnlichen Maßstab legen und den Mont perdu nur an seinem Fuße betrachten, weil ihr blödes Auge nicht

die Wolken durchdringen kann, die seinen Gipfel umlagern, mit mir darin übereinstimmen werden, daß er am verbluteten Herzen starb. Börne war ein Mont perdu für Deutschland: während sein Geist die Verhältnisse weit überragte, wurzelten seine Füße in der Judengasse zu Frankfurt am Main. Man brachte ihn und seine Tendenzen unter diesen Gesichtspunkt und interpretirte ihn als Juden, nie als Charakter. Seine Tugenden: der Adel der Gesinnung, die Hochherzigkeit seines Charakters, die Aufopferung, Alles wurde negativ an ihm gedeutet; er sei nur durch die Verhältnisse ein so gewaltiger Agitator geworden, hieß es; nicht die Liebe, sondern die Rache sei der Wendepunkt seines Lebens. Jene aber, welche ihn glimpflicher beurtheilten, nahmen die Form seiner Schriften für das Wesen seines Charakters, die Satyre — meinten sie — sei seine Leidenschaft, er mache nur Spaß. In jedem Falle aber sah Börne sich aufgegeben: hier war es der Haß seiner Feinde, dort der Indifferentismus seiner Freunde, mit welchen er zu kämpfen hatte. Aber Beide, Freunde und Feinde, hatten die Überzeugung für sich. Börne litt nicht

an ihren Irrthümern, er wußte es, daß sie ihn nicht verstanden.

Zwischen ihnen jedoch stand eine dritte Parthei, die nicht warm, nicht kalt war, nicht liberal, nicht aristokratisch gesinnt, ich meine die G e m e i n h e i t. Diese verstand Börne, sie hatte ihm vor Jahren Briefe geschrieben, voll Enthusiasmus und Umwälzung, sie hatte ihn „liebes revolutionaires Hofräthchen!“ genannt, ihn als ihren Bannerträger und Messias begrüßt; denn sie fungirte damals noch als Hauslehrer und klagte über Druck und Unterthänigkeit, sie fand es für unbequem die pauvre honteuse in den Kränzchen und auf den Bällen des Landadels vorzustellen und griff aus Eitelkeit nach dem Liberalismus, um sich ein Relief zu geben. Börne nahm die Eitelkeit für Stolz und Menschenwürde und die Koketterie für Schwärmerei; er antwortete freundlich auf die Briefe, die ihn wegen seiner „Pariser Briefe“ herzten und küßten, er hielt sich die Jugend gern zum Freunde.

Später gestalteten sich die Dinge anders, und wer früher mit dem Liberalismus kokettirt hatte, kokettirte jetzt mit der Kunst, der Literatur und

mit den Studien; man wollte eine „Emancipation von der Julius-Revolution“, indem man sich von Börne zurückzog, um nicht von ihm zurückgestoßen zu werden. Börne lächelte über diese Dinge, so sehr sie ihn schmerzen mußten. Aber ließ man es dabei bewenden? Man hätte über Börne schweigen können; durfte oder wollte man nicht über ihn reden. Und konnte man sich einmal nicht mit seiner Auffassung der Dinge befreunden, fühlte man sich gedrungen, den Bauer an Hussen's Scheiterhaufen darzustellen, so hätte man doch offen und frei Holz zu dem Scheiterhaufen tragen sollen. Aber die Gemeinheit war wie der Esel in der Fabel, nur klüger; sie trat dem gefesselten Löwen nicht mit Fußtritten zu nahe, sondern mit dem Mantel der christlichen Liebe und mit jenem zweideutigen Maße, das dem Fasse der Danaiden gleicht, die Achtung, die oben hineingeschüttet wird, fällt unten wieder heraus; man beurtheilte den Schriftsteller Börne aus dem Gesichtspunkte des edlen Herzens und den Charakter Börne aus dem Gesichtspunkte der Literatur; man trug nicht Holz zu Hussen's Scheiterhaufen, sondern goß Wasser in brennendes Oel. Es schmerzte

Börne tief, daß die Gemeinheit von seinem edlen Herzen sprach, er biß die Zähne übereinander, daß die Gemeinheit seine Redlichkeit bezeugte, er würde der Gemeinheit diese Redlichkeit in Compensation gebracht haben, wäre er nicht gerade zu rechter Zeit gestorben. Sie athmete freier auf, als sie den Tod des Löwen erfuhr, und ließ es mit großen Worten drucken: Börne ist todt! Es sah wie ein Gottlob! aus tiefster, innerster Brust aus, wie ein Erwachen aus tiefem Alpdrücken. Wird sie aber jetzt nicht neuen Betrug um das Grab des großen Todten verbreiten? Das Grab hat Börne mit seinen Freunden und Feinden vermittelt: jene sind von ihrem Indifferentismus zu Thränen gekommen, diese freuen sich, daß die Versöhnung in die Hände des Todtengräbers gelegt ist, von den verschiedensten Seiten erheben sich Stimmen, die in der Achtung für Börne übereinkommen. Die Regierungen wehren weder den Thränen, noch den Worten, sie hatten über den Publicisten Börne ein redliches Urtheil gesprochen, den Charakter Börnes haben sie nie verunglimpft und verläumdet. Das Alles ist schön und ehrlich. Aber die Gemeinheit

wird nicht schweigen, sie muß reden, sie steht hie und da an der Spitze der Journalistik.

Nur dem Betruge, der von ihr bereits ausging und der jetzt — da sie Nichts mehr zu fürchten hat — noch mehr von ihr ausgehen möchte, will ich den Weg versperren. Die Irrthümer, welche aus der Überzeugung emanirten, beseitigen sich von selbst, da Börne aus dem Vordergrund der Ereignisse in die Perspective jenseits des Grabes getreten ist, wo man das Zufällige von dem Wesentlichen scheidet.

Wenn man aber fragen möchte, wie konnte Börne, repräsentirte er in der That die Wahrheit, so häufig mißverstanden und so wenig verstanden werden, so kann man das eben nur aus der Zeit seines Wirkens erklären. Er stand unter den Partheien. Seine Muse erhielt unwillkürlich von dort Eindrücke. Wie kann der Schiffer seinen Nachen auf orkanbewegten Fluthen ruhig leiten. Der Mond strahlt nur aus dem spiegelgeglätteten Ocean sanft und mild wieder. So kam es denn, daß Börne selbst dem Sturme preisgegeben schien, sein Genie glich dem Schiffe im Bereiche der Klippen, von

Sturmesfluthen hin und her getrieben, bald dem Versinken nahe, bald zum Himmel empor geschnellt, aber jedenfalls in einer solchen Lage befindlich, daß man an der Rettung verzweifelte. Man sah den Wimpel des Mastes aus der Ferne, hin und her flatternd, den zuversichtlichen Steuermann am Ruder, wie er über Klippen und durch Sturm ruhig und vertrauungsvoll auf den Hafen der Zukunft los-steuerte, sah man nicht.

Ich habe ihn gesehen, ganz in der Nähe, in Auteuil und in Paris, ich habe drei Monate an seiner Seite verlebt. Jetzt, da er auf hoher See geschieden, nachdem er die Leitung des Schiffes einer höhern Hand überlassen, will ich ihn schildern. Man hat ihn für einen wilden Freibeuter erklärt, und er war sehr mild und zugänglich. Man hat ihn einen blutigen Jacobiner gescholten, und er war nur der Freund der Armen. Man hat einen unzeitigen Neuerer aus ihm gemacht, und er haßte aus tiefster Seele dieses ewige Ringen und Streben der deutschen Gelehrten nach neuen Ideen. Er lebte und starb für die älteste Idee der Welt: für die Menschheit. Aber er war kein Patriot, hieß

es, kein Deutscher, er liebte sein Vaterland nicht. Darauf antwortete er mit Fénélon zuerst: J'aime mieux ma famille que moi, ma patrie que ma famille et l'univers que ma patrie; und mit Bernardin de Saint-Pierre zuzweit: „Qui ne s'ordonne pas à sa patrie, sa patrie au genre humain et le genre humain à Dieu, n'a pas plus connu les lois de la politique, que celui, qui, se faisant une physique pour lui seul et séparant ses relations personnelles d'avec les élémens, la terre et le soleil, n'aurait connu les lois de la nature!" Börne war in der That ein guter Patriot, aber er opferte das Leben der Kinder nicht der Achtung vor dem Grabe der Eltern, er zog die Idee des Vaterlandes der Scholle des Vaterlandes vor, er interpretirte die Zukunft nicht aus dem historischen Rechte und den Vorurtheilen der Vergangenheit, sondern aus der Weltgeschichte und aus dem Rechte, das so alt ist, wie die Welt, ich meine das Menschenrecht.

Ich will Börne zunächst in seinen persönlichen Verhältnissen schildern, wie er sich in seinem Umgange darstellte, als Menschen und Charakter

Vielleicht läßt sich daran am besten eine Kritik über den Schriftsteller knüpfen. Börne kümmerte sich zudem wenig darum, wie und wo man ihn in der Literaturgeschichte rangiren werde, seine Aesthetik war die eines redlichen Herzens. Während er die Kritik für unzuverlässig hielt — er kannte Frankreich und Deutschland in dieser Hinsicht — hielt er das Urtheil des Volks für ein unbestechliches; er meinte, die öffentliche Meinung könnte sich betrügen lassen, aber sie würde sich nie verkaufen. Man hat sie — wie ich schon oben erwähnte — in Betreff Börne's betrogen und Gerüchte über ihn verbreitet, die im eigentlichen Sinne des Wortes aus der Luft gegriffen wären. Ist man nicht so toll gewesen, seine Tendenzen einem krankhaften Unterleibe zuzuschreiben und einen kräftigen, jugendlich frischen Geist den Ganglien unterzuordnen. Oder man machte es sich noch bequemer und verlegte die Zerrissenheit der Zeit in das Individuum, das sie schilderte, weil man sich nicht überzeugen mochte, daß ein vernünftiger Mann, der zu leben hatte, von der Zerrissenheit der Zeit Notiz nehmen würde, wenn er nicht selbst an ihr litte. Börne hätte zu

dem aus dieser Zerrissenheit, mittelst seines Genies, die schönsten Nutznießungen ziehen können. Würde man ihm dieses Genie nicht bezahlt haben. Nicht genießen, nicht leben, sich nicht verkaufen, in seinem Glauben sterben, einen langsamen, qualvollen Kreuzestod sterben, das heißen die Alltagsmenschen zerrissen sein. Börne war ganzer, als alle seine Gegner, er war „müde, wie ein Jagdhund“ aber voll Hoffnung und Zuversicht. Diese haben ihn nicht verlassen, selbst auf seinem Todbette nicht, und er starb nicht unbewußt, er sagte es vierzehn Tage zuvor, daß er sich seinem Ende nahe fühlte. Keinen Augenblick beunruhigten ihn Zweifel, sein Tod war ein Siegel für jene Worte: „Woher kam mir denn die stolze Zuversicht, mit den erhabensten Geistern Berlins und Leipzigs fertig zu werden? Sie kam mir aus meinem Glauben, aus dem Bewußtsein meines reinen Willens. Wir allein glauben, die Andern glauben nicht. Unsere Gegner denken nur anders, als wir, wenn sie aufrichtig sind; oder wenn sie heucheln reden sie nur anders, als wir; aber sie haben keinen Glauben dem unsrigen entgegenzusetzen.“ Man hat Huß

einen Ketzer genannt, aber man hat nie behauptet, daß er am Unterleibe leide, daß er hypochonder und zerrissen sei. Hussens Zeitgenossen waren aufrichtiger, als die Zeitgenossen Börne's, sie sprachen das Anathem über ihn aus, wir aber suchen erbärmliche Milderungsgründe hervor und sprachen: Börne ist krank, oder ein Jude.

Es war im Monat September, als ich nach Paris kam. Börne wohnte, während des Sommers, bei einer ihm befreundeten Familie aus Frankfurt in Auteuil, und man dehnte die Sommersaison so lange als möglich aus; erst im November zog man in die Hauptstadt, in die rue Lafitte. Ich besuchte Börne zuerst in Auteuil, ein Freund führte mich zu ihm. Conrad, sein ehrlicher Bedienter, der mit seinem Herrn vielleicht auf die Nachwelt kommen wird, begrüßte uns leise und schüchtern. Börne schlief, aber wenn er auch wach war, mußte Alles um ihn her ruhig und geordnet sein. Eine große Beweglichkeit in der Unterhaltung, wenn sie inneren Grund hatte, war ihm angenehm, sie belebte ihn, aber ein Geschwätz, ein Durcheinanderreden konnte ihn tödten. Er war sehr aufrichtig und verhehlte

seine Langeweile nicht; gestattete es die Convenienz nicht, sich zu entfernen, so wurde er in solchen Fällen monotön, versank in Gedanken, oder gähnte. Konnte er aber der Unterhaltung auf irgend eine Weise entfliehen, so trat er seinen Rückzug plötzlich an, ohne ihn im Geringsten zu cachiren. Ohne ein Wort zu sagen schlich er sich in sein Arbeitszimmer, sich auf dem Sopha erholend. „Man hat mich häufig für langweilig erklärt" — sagte er einst zu mir — „aber ich litt dann blos an üblem Geschmack." In der That, er hatte die feinste Zunge von der Welt, aber wenn ihn die deutsche Literatur aus Neugierde besuchte, und immer nur sich wiederholte: was sie geschrieben, was sie noch schreiben wollte, wenn sie alle diese todte Intelligenz auftischte, von der er behauptete, daß Deutschland an ihr krank sei, so wurde ihm übel. „Haben Sie einen bösen Geschmack?" frugte ihn der Arzt am Morgen seines Todes. — „Gar keinen! so wenig wie die deutsche Literatur." Börne hatte einen haut goût in literarischen Angelegenheiten; Alles was er schrieb war langsam und fein bereitet, selbst seine Grobheit. Wenn ich daher kürzlich las, er

habe seine „Briefe“ so ziemlich in den Tag hinein geschrieben, sich an den Schreibtisch ohne bestimmte Absicht setzend und sich unwillkürlich entwickelnd, so kann ich solcher Behauptung nachdrücklich widersprechen: Börne trug seine Gedanken lange Zeit mit sich umher, aber wenn er sie zu Papier brachte, so sprangen sie freilich, Minerven gleich, fix und fertig, kampfgerüstet aus seinem Kopfe.

Börne schlief, aber Conrad meldete uns; denn Börne's Ruhe war nie der Art, daß er ihr hätte die Außenwelt opfern können. Ich glaube, man hätte ihn um Mitternacht wecken dürfen, wenn ihm willkommene Freunde Zutritt verlangten, und mein Freund war ein solcher.

Wir wurden aus dem Vor- in das Entrée-Zimmer geführt, wo das Kaminfeuer recht einladend knisterte und die weichen Stühle zur Behaglichkeit aufforderten. Nach einigen Minuten trat Börne herein. Ich sah ihn zum Erstenmale in meinem Leben. Eine kleine Gestalt, in seidenem Schlafrocke, mit fast schüchternem Benehmen, ernster, gleichgültiger Miene, aber einem strahlenden, wahrhaft schönen Auge, traf, mich kalt, fast mißtrauisch be-

grüßend, näher. „Herr Doctor Beurmann aus Frankfurt," sprach mein Freund. Börne lauschte, aber er schien den Namen nicht zu verstehen, oder doch nur halb; denn er wurde nicht mit der Vernehmbarkeit ausgesprochen, die Börne's Gehör verlangte. Dieser Sinn war der schwächste bei dem Verfasser der „Briefe aus Paris," er hörte in der That sehr schwer. „Nehmen Sie Platz." Wir setzten uns. „Sie sind Advocat?" Jetzt erkannte ich deutlich, daß Börne meinen Namen nicht verstanden habe, er hielt mich für einen Frankfurter Advocaten. Ich dachte, das Mißverständniß rücksichtlich meines Namens würde sich schon lösen, und da ich einmal auf ein Jahr Advocat gewesen, so begnügte ich mich, ihm zu erwidern: „ich war es." An einen Gruß von Gutzkow, den ich ihm brachte, knüpfte sich bald ein Gespräch über die jüngere Literatur. Börne verfolgte die literarische Richtung Deutschlands mit sorgsamen Blicken, er war in stetem Rapport zu ihr, aber er bedauerte, daß er Alles so spät erhielte und zur Einsicht Nichts, man müßte sich die Bücher verschreiben lassen, und könnte man nicht zuvor den Preis erfahren, so müßte man dem

Pariser Buchhändler zahlen, was er verlangte. Das zwänge ihn dann, allerhand Umwege für seinen Bücherbedarf einzuschlagen und sich manche Lecture ganz zu versagen.

Augenblicklich beschäftigte er sich mit der „Quarantaine im Irrenhause“ von Kühne. Es seien so viele geistreiche Beziehungen in dem Buche (Börne gebrauchte das Wort geistreich), so viele schöne Gedanken-Entwickelungen, aber wo es sich um Leben handele, da merke man mehr Studium, als Erlebniß. „Daß dieser talentvolle Schriftsteller mich so seltsam auffaßt“ — fügte er hinzu — „glauben Sie nur, daß das Ueberzeugung oder eine geistreiche Affectation ist?“ Er hielt meinem Freunde das Buch vor. Der, ein Enthusiast Börne's, fuhr auf. Börne lächelte nicht, sondern sprach sehr ernst: ich bin doch nicht toll? Gegen den Himmel hab' ich mich nie aufgelehnt, was soll ich Faust sein? Er sprach sehr launig weiter: „Besehen Sie sich den Faust. Ich fasse die Dinge von der natürlichsten Seite auf, halte mich durchaus für keinen Anderen, als ich bin, will die socialen Verhältnisse nicht einmal ändern, studire das Leben nicht, sondern

lebe es und möchte es dahin bringen, daß es alle Menschen lebten; und — man macht mich mir Nichts, dir Nichts zum Faust. Der will den Himmel stürmen, ich aber nur die Mißbräuche, die man mit dem Himmel treibt." Ich mußte unwillkührlich lachen, als ich den modernen Faust im seidenen Schlafrock und mit dem ironischen Eifer im Antlitze vor mir sah. Ich weiß es, sie hatten Börne einmal, wegen Preßvergehen, in seiner Vaterstadt eingesperrt, und er erzählte mir, wie alle Welt herbeigelaufen, um einen politischen Verbrecher zu sehen. Abends aber wäre der Gefängnißwärter, nachdem er sich bereits verabschiedet, noch einmal zurückgekehrt, er hätte dem Delinquenten Messer und Gabel gelassen, was gegen den Brauch gewesen, und später das Vergessene nachgeholt. Börne aber erklärte, er habe sich sehr entsetzt, daß man ihn wie einen Schinderhannes behandelt hätte. Man mußte ihn dergleichen Vorfälle erzählen hören, um sich von seiner trockenen Ironie einen Begriff zu machen, die dann gewissermaßen drastisch hervortrat; aber in derselben komischen Manier, mit der er über die Behutsamkeit des Gefängnißwärters

sprach, äußerte er sich über die Parallele mit Faust. Ich meinte, die Ursache derselben sei lediglich das leidige Schematisiren der jüngeren Literatur, die das Individuum unter aus der Luft gegriffene Ideenzustände subsumire. „Ja wohl!" — seufzte Börne — „die Deutschen studiren das Leben, und sollen sie ein Leben beurtheilen, so geschieht es mit der Aesthetik in der Hand. Deshalb ist Göthe so gut weggekommen." Freilich hatte Kühne Börne solchergestalt zu einem Narren gemacht; indeß das hielt diesen nicht ab, mit vieler Anerkennung über ihn zu urtheilen. Selbst das rechnete er Kühne hoch an, daß er sich nicht durch den „geistreichen Verfasser" der Quarantaine im Irrenhause, welchen ihm Menzel in jener Zeit der Verwirrung offerirt, hätte irre machen lassen. „Die Consequenz gelte ihm in dieser Zeit mehr, als vor einigen Jahren, da das Gewissen in diesem Augenblick schon nicht mehr in Anschlag gebracht werde, man könne sich in dieser Hinsicht ziemlich gehen lassen."

An dem Style der jüngeren Schriftsteller hatte Börne große Freude. Das wäre Alles so frisch und lebendig, so bewegungslustig und frei, meinte er.

Natürlich mußte Börne die Form der jüngeren Literatur mit Vergnügen betrachten, ihretwillen mochte er selbst den Gedanken manches nachsehen, erkannte doch sein Scharfblick zur Genüge, daß diese Form gewissermaßen den Gedanken in Obhut nimmt, unter der Flagge dieses Styls kann die Literatur hin und her laviren, aber zum Stillstand oder Rückschritt kann sie nicht kommen. Dieser Styl eignet sich nur für die Bewegung, und wer von den jüngeren Schriftstellern ihn aufgibt, wird das Ansehen eines jugendlichen Greises erhalten, aber eines Greises ohne Erfahrung und ohne Lebensresultate. Die Literatur hat ihre Haut abgestreift und läßt die neuen Farben sehen, die die Zeit unter den alten hat entstehen lassen. Diese Farben können die Individuen wechseln, wie eine femme entretenue ihre Liebhaber, aber die Literatur im Ganzen und Großen wird sich ihrer nicht entäußern können. Börne meinte, Heine könne sich doch nur zum Theil als Schöpfer dieses Styls betrachten; wo man seinen Styl zum Vorbild genommen habe, wie solches von einem der jüngeren Schriftsteller geschehen sei, da gestalte sich Alles zu einer wi-

drigen, ekelerregenden Koketterie um; er wisse, daß Heine an seinem Style unendlich studire und ciselire, und doch komme Alles so leicht heraus, weil Heine's ganzes Wesen in dem Style enthalten sei. Sein Nachahmer in Deutschland aber scheine das umgekehrt zu machen, das sei Alles so breit ausgetreten und gedankenlos." Der Humor — erinnerte ich — trete dort im Schleppkleide einher. „Ganz recht" — ergänzte Börne — „aber selbst das Schleppkleid ist nur von einem Kleidervermiether geborgt, so machen es die H...."

Ich meinestheils glaube übrigens, daß Börne, Börne allein der Schöpfer des jetzigen Styls ist. Lessing, Göthe, Börne, das sind die drei Culturperioden des von Luther gegründeten Styls. Erkennen wir in Lessing die kritische Schärfe, die gedrängte Logik des Styls an, so bewundern wir in Göthe die contemplative Ruhe und wohlgefällige Behebigkeit, in Börne aber die sichere, feste Bewegung. Börne hat viel von Lessing: die Einfachheit, das Concise, Schlagende, aber er bewegt sich freier, rascher und leidenschaftlicher. Ihm stand das Jahrhundert zur Seite, Lessing stand das Jahrhundert

entgegen. Daher die unendliche Schwungkraft in Börne's Styl. Die jüngere Literatur mag ihn desavouiren, aber sie wird eingestehen müssen, daß sie von ihm die Form erhalten hat. Seinem Enthusiasmus konnte insonderheit die Jugend nicht widerstehen, und wie sich auch der von Börne hingestellte Styl in den einzelnen Individuen nuanciren mochte, der Geist, das eigentliche Lebensprincip, ist ihm von Börne eingehaucht, er kann sich desselben nicht entäußern. Börne war sehr stolz, aber auch sehr selbstlos; er erkannte es nicht, welchen Impuls er der Literatur gegeben hatte, er setzte das Alles auf Rechnung der Zeit, und doch muß selbst Heine ihm in dieser Hinsicht Concessionen machen. Ich weiß, daß Heine, als er Börne zum Erstenmale besuchte, mit ehrfürchtiger Hingebung und Andacht in seine Wohnung trat, erklärend, daß er vor dem Hause hin- und hergegangen sei, ehe er sich ein „Herz genommen hätte" einzutreten. Heine ist ohne Affectation und es konnte nur der feste Charakter der Bewegung sein, den er in Börne begrüßte, der ihn zaudern und sich sammeln ließ. Börne hatte ihm in der That einen Impuls gegeben. Von Laube

will ich gar nicht sprechen, er hat, nach seinem eigenen Geständniß, Börne's „Werke" auf der „Treppe" verschlungen. Freilich wurden die Verhältnisse später ein Vomitiv für ihn, er stellt sich, als sei er von Börne genesen. Und Gutzkow, läugnet er es, daß Börne großen Einfluß auf ihn geübt, nicht politischen, sondern künstlerischen! Die frivole Richtung der jungen Literatur mochte von Heine ausgehen; aber den Kern verdankt sie nur Börne. Sie stärkte und stählte sich an Börne, während sie sich an Heine berauschte. Börne war für die junge Literatur das, was die Republik für Rom war, Heine führte sie in die Freuden und Leiden des Kaiserreichs ein. Börne schrieb mit seinem Herzblut eine Tragödie, wie Lucius Junius Brutus, der Richter seiner Söhne, Heine sang heiteren Sinnes eine Ode: Dulce et decorum est pro patria mori und ergriff in der Schlacht die Flucht, wie Horaz. Mag Börne's Styl durch Heine die höchste künstlerische Vollendung erhalten haben, so muß man doch zugeben, daß wir uns noch vor einigen Jahren in einer Zeit befanden, wo der Enthusiasmus des Herzens mehr wirkte, als der Enthusiasmus der

Kunst. Die Copie der Kunst wird stets Manier sein, und Heine's Styl war so sehr durch seine Individualität bedingt, so ganz und gar wesentliches Ergebniß der Anschauung Heine's, daß er nie als Musterstyl gelten kann. Das fühlte Börne wohl; aber es fiel ihm deshalb nicht ein, sich einen größeren Theil an der jüngeren Literatur zuzuschreiben, als Heine.

Gutzkow's neueste Schriften hatte Börne nicht gelesen. Die „Briefe eines Narren an eine Närrin" jenes Schriftstellers hatten ihn gleich Anfangs günstig für Gutzkow gestimmt, wie er sie denn auch in seinen Briefen gewürdigt hat. Ueber die polemischen Schriften des Verfassers der „Wally" erinnerte Börne, daß die stolze Sprache Gutzkow's gegen seine Gegner so wohl thue. „Die Deutschen, sind sie geistreich" — bemerkte er — „treten meistentheils doch nur schüchtern auf, oder indifferent, oder endlich grob, wie ich. Nur die Dummen thun in Deutschland stolz. Gutzkow polemisirt aber, wie ein Franzose, es ist, als habe er unter Buonaparte gedient, wie Armand Carrel. Nur bin ich der Meinung, daß er viel diplomatisches Talent hat." —

Ich wollte ihm mit einem „Aber" in die Rede fallen. Er unterbrach mich. „Ja, es ist mit dem diplomatischen Talente ein eigenes Ding, wer das hat, der läßt es nicht unbenutzt. Besser ist es doch, es nicht zu haben." Ich erwiederte, daß sich freilich die Dinge in Deutschland sehr geändert hätten, die Massen wären zurückgetreten und die Individuen sähen ein, daß der Staat eine Realität wäre, die man nach dem Maßstab der wirklichen Erscheinungen beurtheilen müßte, die Masse hielte sich aber stets an das Negative, weil sie nur unter sich vermittelt würde, indem sie alle Scheidewände niederrisse, sie würde sich nie dem Productiven zuwenden, an die Masse zu appelliren, hielte insonderheit Gutzkow für eine Thorheit, er glaubte, eine solche Appellation wäre nur eine Aufopferung für Unerreichbarkeiten. Börne fügte hinzu: „Allerdings, die Masse in Deutschland will nur ein Schauspiel, ohne Aufopferung darf dieses Schauspiel nie sein, und hat der Schriftsteller, der der Held des Stücks ist, die Wahl zwischen der Guillotine und dem Rade, so muß er das Letztere wählen. Das ist deutscher Edelsinn. Ich will es nicht tadeln, daß die Schriftsteller klüger

werden und sich vorsehen; obgleich ich der deutschen Jugend etwas mehr Leichtsinn und Schwärmerei wünschen möchte. Gutzkow hat in der Hauptsache recht, indeß die Thaten scheitern an solchen Reflexionen und ängstlichen Distinctionen."

Wer wird nicht aus diesen Worten erkennen, daß Börne weit weniger intolerant war, als man ihn geschildert hat, aber sein Genie war in den Tagesereignissen aufgegangen, er wollte keine Bücher schreiben, sondern Thaten. Das kam von seiner Stellung unter den Partheien. Während er, als ein verlorner Posten, dem Feinde gegenüber stand, konnte er sich nicht wohl auf eine Capitulation einlassen, er mußte sich ergeben, oder keinen Pardon annehmen. Wenn er das Letztere wählte, so können wir ihn mit jenem Curtius vergleichen, der, um Rom zu retten, in den Abgrund sprengte.

Börne war im Verlaufe des Gesprächs wärmer und zutraulicher geworden; er erkundigte sich sogar nach einigen Persönlichkeiten und theilte mir Notizen über diesen oder jenen mit, der sich in Briefen zur innigsten Theilnahme für ihn bekannt hatte, um ihn später zu desavouiren. Aber so bitter auch

oft die Erfahrungen solcher Art sein mochten, Börne erzählte sie sehr gleichgültig, erinnernd, wie spaßhaft das sei. Nochmals, Börne war sehr tolerant, an eine Tugendrepublik glaubte er zur Zeit nicht, aber nichtsdestoweniger — meinte er — müsse man den Menschen stets das Ideal vorführen. Was die Vernunft begreife und als ausführbar erachte, dazu müsse am Ende die That auch gelangen können. Börne trat mit einem die Verhältnisse weit überragenden Genie und mit einer Humanität, die an Jean Paul entzündet war, mitten unter die Verhältnisse und unter die Partheien. Jene hatte er in seinem Leben nach allen Seiten hin kennen lernen (er lebte in einer Stadt, wo das Geld der Wendepunkt ist, sein Vater war ein jüdischer Handelsmann, in seiner Familie lebte und webte die Industrie), er hatte sie aus dem Grunde erprobt, so genau, daß er sie als Macht anerkennen mußte. Börne wollte diese Macht besiegen und sein erster Schritt war, sich alle Communication mit ihr abzuschneiden. Karl Beck verglich Börne in einem schönen Gedichte mit Themistokles. Allerdings versperrte sich Börne, des Sieges wegen, den er erzwingen wollte, den Weg zur Rückkehr,

aber er wollte nicht aus Ruhmsucht siegen, wie jener. Er war gerecht wie Aristides. Wenn er indeß in dem Kampfe gegen die Macht der Verhältnisse nicht bloß für seine Person, sondern für die Welt den Sieg begehrte, so mußte er als Dictator auftreten, als Eroberer; denn auf freie und selbstständige Kampfgenossen konnte er in diesem Streite nicht rechnen. Er bedurfte, wie Mahomet, Gläubige, er steckte die Fahne des Propheten auf, und wenn er Constantinopel nicht eroberte, so lag das nur an der Zeit, die den Glauben überhaupt, sowohl in religiösen als politischen Dingen, längst abgeschworen hat.

So wenig Börne auch einestheils die Individuen für zurechnungsfähig hielt, indem er sie bald durch das Princip des Bestehenden, bald durch die Verhältnisse entschuldigte, noch anderntheils die Gemeinheit beachtete, die in die Fußtapfen des Petrus, oder gar des Judas getreten war, und ihres Leibes und Blutes wegen, oder für zwanzig Silberlinge ihn desavouirte oder verrieth, so sehr verdroß ihn auf der anderen Seite die Perfidie und Arglist, mit welcher viele seiner Gegner ihn interpretirten, nicht

um sich zu schützen, sondern um ihn in der öffentlichen Meinung sinken zu machen. Menzels Polemik gegen ihn erklärte er für treu- und gewissenlos, sein Urtheil über einige moderne Tendenzen wäre so unzweideutig und rücksichtslos gewesen, daß er sich durchaus nicht eines solchen Angriffs von Seiten eines Mannes versehen, der früher gerade das Gegentheil seiner jetzigen Behauptungen über ihn aufgestellt hätte. „Nie und nirgends habe ich der Frivolität, in Betreff socialer und religiöser Verhältnisse, das Wort geredet; in meiner „Balance" habe ich mich nachdrücklich über derartige Manifestationen ausgesprochen, ich fand Vieles an ihnen gleichgültig, Mehreres langweilig, in keinem Falle hielt ich sie für so wichtig und einflußreich, als sie Herr Menzel zu schildern bemüht gewesen ist. Aber ich suchte nach dem wahren Grund der Dinge, nach dem Grund, der Herrn Menzel zu seinem Angstgeschrei bewog, um das Capitol zu retten, und da hatte ich denn nicht lange zu suchen, ich fand, daß, wollte man die Welt reformiren, es am besten sein würde, die Gelehrten zuerst aus ihr zu entfernen. Er sprach sich noch weit derber

und nachdrücklicher aus, in Aeußerungen, die sich gerade nicht für den Druck eignen. „Gott behüte" — schloß er — „daß ich den Menschen die Religion nehme. Ich freue mich, daß man in Frankreich wenigstens in den unteren Klassen an Gott glaubt. Die Kirchen sind von den Armen überfüllt, und ich, der mein Lebelang für sie gekämpft, möchte ihnen um keinen Preis das himmlische Brod nehmen, da ich nicht Mittel genug habe, ihnen das irdische zu geben."

Wir machten Anstalt zu gehen. Jetzt bat er mich um meine Adresse. Meinen Namen, den ich ihm auf eine Karte schreiben mußte, lesend, sprach er: „Ich habe Ihren Namen vorhin nicht verstanden. Also Beurmann! Da haben Sie ja die „Frankfurter Bilder" geschrieben." Ich glaubte diese Arbeit längst vergessen; aber Börne fuhr weiter fort: „Da haben Sie ja recht hübsch über mich geschrieben." Ich wollte mich in der That wegen der „Frankfurter Bilder" entschuldigen; aber Börne war zu freundlich, es hätte ihm Vieles darin recht sehr gefallen. Nicht die Anerkennung der gelehrten Kritik, nicht der Ruhm, der ihm aus den Händen

eines Literarhistoriographen geboten wurde, war seine Freude — aber der Beifall und die Acclamation der „Jungen" — wie er sie nannte — konnten jenen leidenden Zug um seinen Mund, der ihm sonst so schön stand, zum Enthusiasmus verklären.

Wir fuhren nach Paris zurück. Einige Tage darauf kam Herr Strauß aus Frankfurt zu mir. Bei ihm wohnte Börne in Auteuil. Herr Strauß brachte mir einige freundliche Zeilen von dem Verfasser der Gedächtnißrede an Jean Paul, die mich zum Diner, nach Auteuil einluden. Es waren jene kleinen zarten Schriftzüge, die gewiß Vielen bekannt sein werden. Wenn man aber aus den Schriftzügen auf den Seelenzustand eines Schriftstellers schließen kann, wie Einige behaupten wollen, so möchten die Ludwig Börne's die feine Erregbarkeit, die zarten Fühlfäden seiner Seele andeuten. Wie ganz anders würde sich Jean Pauls Muse gestaltet haben, hätte er der Frankfurter Börse so nahe gelebt, wie Ludwig Börne.

Ich kam nun, während meines viermonatlichen Aufenthalts in Paris, häufig mit Börne zusammen,

öfter, als man sich sonst sieht. Vom Diner bis zur Mitternacht spannen sich unsere Unterhaltungen aus: Börne war nicht mürrisch und hypochonder, er sprach nicht immer über Politik und Fürstenhaß, sondern über die gleichgültigsten Dinge, über die Theater, über Very und Tortoni und wo man den besten Kaffee im Palais royal tränke, ob ich den Maskenball besucht und die „Hugenotten" gehört hätte. „Nun! welche Merkwürdigkeiten haben Sie, seitdem ich Sie nicht gesehen, in Augenschein genommen? Vergessen Sie nur die Taglioni nicht. Ich wollte, die verliebte sich in mich, wie die Elsler in Gentz." Ich mußte ihm dann erzählen, und des Fragens nach den kleinsten Details, freilich immer mit pikanten Beimischungen, war kein Ende. Er lächelte, als ich einst, nach einer vierzehntägigen Frist, in sein Zimmer trat, mich entschuldigend, daß ich ihn so lange nicht besucht hätte. „Ja, Paris ist sehr groß, blieben Sie längere Zeit hier, Sie würden vielleicht von Vierteljahre zu Vierteljahre Börne besuchen, und sich dann darauf beziehen, daß Sie ja erst kürzlich bei mir gewesen." In der That, es bedarf für Paris der doppelten Lebensdauer,

man möchte die Wochen zu Jahren machen und die Jahre werden dort zu Wochen.

Börne erklärte, nicht ohne Paris leben zu können, obwohl er eigentlich außerhalb Paris stand. Genießen konnte er Paris nicht, à la jeune France, aber er genoß es geistig, nicht in contemplativer Ruhe, sondern in steter Aufregung, in fortwährender Discussion. Anscheinend zurückgezogen lebend nahm er den lebhaftesten Antheil an allen Tagesfragen, seine Blicke waren stets auf das Capitol gerichtet, wo er keine Stelle einnehmen konnte; in seinem einsamen Zimmer, höchstens von einigen Freunden umgeben, verhandelte er alle jene Dinge, die Frankreich bewegten, aber der Grund und Boden dieser Verhandlungen war ein ganz anderer, als der in den Kammern; nicht die kleinlichen Interessen der Partheien, sondern die Humanität im umfassendsten Sinne des Worts, bildete das Fundament der Discussion. Börne lebte nicht sowohl in, als an Paris: sein großes Herz erstarkte an dem Ruhm, der Thatkraft und der vorangeschrittenen Civilisation, die dort, weniger im Zusammenhange, als in großen Granit-Bruchstücken, anzutreffen sind.

Börne sog neue Lebenskraft aus den unbedeutendsten Einzelheiten der neuesten französischen Geschichte, er verfolgte die Chronik des Tages in den Zeitschriften mit sorgsamen Augen, ließ sich die alltäglichen Vorfälle der Hauptstadt erzählen — Alles aus dem Grunde, um selbst in seiner Zurückgezogenheit, inmitten jener rastlosen Thätigkeit von Paris zu bleiben, und unter dem großen Schutte des Volksgewühls wenigstens ein Körnchen Volkscharakter und Volkswürde zu finden. Somit verehrte er Frankreich, das ihm zur andern Natur geworden war, aber er liebte Deutschland allein, obwohl er allein an Deutschland starb, er liebte es wie seine Braut. Sein schönes, dunkles Auge erglänzte in sehnsüchtigen Erinnerungen, lenkte sich das Gespräch auf die Rheingegenden und den Taunus. Frankreich war Börne eine Werkstatt seines Geistes, Deutschland war ihm eine Erholung: man konnte ihm nicht genug von Frankfurt erzählen, und wie Dieser oder Jener lebe, ob noch Alles beim Alten sei u. s. w. Börne, der Frankfurt so langweilig fand, daß er nur einen Tag in der Woche dort zu den erträglichen rechnete, nämlich den Freitag, wo es im

„Schwan“ Sauerkraut und Solperfleisch gab, lief in Paris nach Frankfurter Semmeln umher. „Da hab' ich mir ein Frankfurter Bröbchen gekauft!“ mit diesen Worten trat er einst triumphirend und ein Weißbrod aus der Tasche ziehend in das Zimmer. Wer wird es mir nicht glauben, daß er ein guter Patriot war.

Aber dieser Mann, der seine Heimath wie ein Kind liebte, den ein Frankfurter „Bröbchen“ und Sauerkraut mit größerem Enthusiasmus erfüllten, als die weitläuftigsten Verhandlungen der deutschen Stände, konnte in heftigen Grimm gerathen, als er von einem Schriftchen hörte, das bei Dunker und Humblot in Berlin über die französische Revolution erschienen war, weil er vermuthete, daß es gegen die französische Revolution geschrieben wäre. Sollte man ihn doch nicht für einen guten Franzosen, für einen abtrünnigen Deutschen, ja für einen eingefleischten Jacobiner halten? Muß denn Jedermann ein Panegyrikon der französischen Revolution schreiben? Nicht doch, Börne hatte Nichts dagegen, wenn Dunker und Humblot in Berlin eine Brochure gegen die französische Revolution verlegten, aber er

wollte wissen, daß diese Brochure von einem Schriftsteller geschrieben wäre, der ihn früher mit Enthusiasmus wegen seiner „Pariser Briefe“ überschüttet hätte. „Es steht einem Jeden frei, über die französische Revolution zu urtheilen, wie er will, aber wer meinen „Pariser Briefen“ um den Hals gefallen ist, der sollte Dunker und Humblot keine Brochuren über jene in Verlag geben. Ich habe die Brochure nicht einmal gelesen, aber ich bin überzeugt, daß sie solchen Inhaltes ist, daß der Verfasser nicht einmal seinen Namen zu dem Buche hat hergeben können.“ Die Taktlosigkeit der deutschen Schriftsteller verdroß Börne mehr, als die Gemeinheit. Wenn sie nur zu rechter Zeit schweigen könnten, meinte er. Müssen sie schreiben, so gibt es ja Stoff genug für das tägliche Brod, aber sie lassen lieber auf ihre Kosten, oder doch ohne ein Honorar Brochuren drucken, von denen weder das Publikum, noch die Regierungen Notiz nehmen, bloß um es aller Welt zu sagen, daß sie sich von der einmal festgestellten Bedientennatur der deutschen Literatur nicht im Geringsten emancipirt haben. Oder glauben diese Leute etwa, daß die Regierungen sich um ihre

Concessionen bekümmern, daß die Regierungen ruhig schlafen, weil bei Duncker und Humblot ein Schriftchen gegen die französische Revolution erscheint. Die Regierungen verachten die deutsche Journalistik, wie sollten sie dieselbe fürchten. Zudem bietet ein Enthusiast meiner „Pariser Briefe" ihnen von der anderen Seite keine Garantieen, er mag noch so viel auf die französische Revolution schimpfen, so wird man es doch nur als ein pater peccavi! betrachten. Man wird denken: hätten wir Dir nicht einen tüchtigen Schlag vor den Kopf gegeben, Du würdest noch nicht zur Besinnung gekommen sein, aber ein treuer Diener Deines Herrn wirst Du nie werden."

So verursachten insonderheit die Deutschen in Paris Börne vielen Kummer. Die deutsche Journalistik nimmt sich, der französischen gegenüber, im Ganzen sehr ärmlich aus, schon des Löschpapiers wegen, auf welchem die meisten deutschen Zeitungen gedruckt sind. Aber die Deutschen in Paris — ich meine jene Deutschen, die einst diesseits des Rheins die Revolution predigten und an dem Hambacher Feste Theil nahmen — leben von und in den deutschen Journalen. Man berichtet über sich und über

Andere in die Heimath: was man in dem institut historique — einem Sammelplatz der Literatur dritten Ranges — vorgetragen hat, wie die Nase von diesem oder jenem Manne aussieht, ob Heine schon wieder aus der Provence zurückgekehrt ist — mit einem Worte, man correspondirt rechts und links über die gemüthlichsten Lächerlichkeiten von der Welt, oder verunglimpft Einer den Andern. Mitten in Paris tragen diese Deutschen, die die Constabler Wache stürmten und die Welt erobern wollten, ihr deutsches Krähwinkel stets an den Beinen. „Haben Sie schon gelesen, was Victor Lenz über den Obelisken in der „Abendzeitung" geschrieben hat?" — „In der Eleganten steht ein langer Aufsatz über Savoy, worin seine „Bilder aus Paris" im „Auslande" gelobt werden. Der ist gewiß von W., welchem Savoy deutschen Unterricht verschafft hat." — „Duller, der Redacteur des „Phönix" ist in Paris." — „Mein Gott, Sie heißen Beurmann und nicht Duller. Das ist fatal, ich habe bereits in die „Allgemeine Zeitung" geschrieben, daß Duller in Paris sei." — „Wer hat die Correspondenz in dem „Nürnberger Correspondenten" geschrieben, daß Heine im drei-

zehnten Arrondissement von Paris getraut worden sei, es ist eine wahre Infamität?" — „Können Sie mir nicht zu einer Correspondenz bei der Didaskalia verhelfen?" — „Ich will den deutschen Regierungen beweisen, daß eine dritte französische Revolution eine Nothwendigkeit ist" — sprach zu mir ein Deutscher, der in der „Allgemeinen Zeitung" erklärte, daß „Gott über Frankreich und Ludwig Philipp wache."

In der That, man könnte aus allen diesen Leuten Stoff für ein Pendant zu den „Wienern in Berlin" schöpfen: „die Deutschen in Paris." Die Tragödie hat sich in eine Lokalposse aufgelöst, und Börne meinte, die deutschen Regierungen würden am besten thun, alle revolutionairen Elemente nach Paris zu exiliren, da würden sie von selbst mürbe an der Hundstagshitze der Demoralisation. Aber es betrübte ihn denn doch sehr, erst in Paris zu erfahren, daß die Helden neuester Zeit nur Mühlen attaquirt hätten. Er forderte mich auf, Deutschland über seine Söhne aufzuklären, und daß sie im Palais royal und in den Vendanges de Bourgogne, bei Very und Tortoni hinlänglichen Ersatz für das undankbare Vaterland gefunden hätten. Er allein war

nicht so leicht zu befriedigen, der Jude Börne, der Apostat und Ueberläufer Börne konnte sich nicht an Paris berauschen, wie die Christen und Vaterlandsvertheidiger aus Rheinbaiern, aus Preußen, Würtemberg und Baden. Wenn ich Börne's Aufforderung bei seinem Leben nicht nachkam, so geschah das nur aus dem Grunde, weil ich glaubte, es schicke sich am besten für ihn, seinen Landsleuten den Text zu lesen, weil er ihnen einst die Fahne vorgetragen. Da er aber darüber gestorben ist, so will ich wenigstens die Position andeuten, welche die flüchtige Revolution in Paris behauptet. Börne war viel zu tolerant, als daß er eine Fortsetzung dieser Revolution von den Deutschen in Paris verlangte; aber er verlangte einen Charakter von ihnen, eine Repräsentation deutscher Nationalität. Man sage mir nicht, daß er die Nationalität verachtet habe. Bei Leibe nicht, er war sehr national, es preßte ihm das Herz zusammen, wenn er die deutsche Literatur bei der französischen Journalistik antichambriren, wenn er sie von einem Bureau in das andere laufen sah, um eine Recension zu vermitteln, in welcher es hieß: Herr Meurer wäre

der größte deutsche Lyriker. Er lächelte, aber fast unter Thränen, als er hörte: die deutsche Literatur in Frankreich correspondire jetzt mit der deutschen Literatur in Deutschland, um einen „westphälischen Frieden“ festzustellen, kraft welches einer jeden schriftstellerischen Individualität ihre Würde und ihr Territorium im Bereiche der Literatur angewiesen werden solle. Er erkannte aus solchen Dingen, daß das Genie des Jahrhunderts noch nicht gekommen, und daß ein solches in der deutschen Literatur kaum in dem ersten Säculum zu erwarten. „Wenn sie eines westphälischen Friedens bedürfen, einer gegenseitigen Anerkennung“ — meinte er — „daß Hans und Peter große Schriftsteller sind, so ist das nur ein Zeichen, daß die Kräfte sich gänzlich verflachen. Das Genie unterhandelt nicht, es erobert oder geht unter.“ Als ich von Frankreich zurückkam, vernahm ich: Grabbe habe erklärt, er wolle noch eine Tragödie dichten und dann sterben. Er hat Wort gehalten. Börne schrieb seinen „Franzosenfresser“ und starb. Grabbe und Börne werden nicht an dem „westphälischen Friedensschluß“ Theil nehmen.

Die deutsche Literatur kann, der Lage der Sache nach, sich in Paris wenig geltend machen. Au delà du Rhin ist den Franzosen ein böhmisches Dorf, einmal weil man die deutsche Sprache nicht versteht, und dann, weil der Franzose Deutschland nicht so bequem kennen lernen kann, wie der Deutsche Frankreich. Man geht nach Paris und findet dort den Inbegriff aller Ideen und Zustände Frankreich's, alle Persönlichkeiten der Kunst und Literatur, alle Museen und Institute der Industrie, des Handels und Wandels, die ganze Civilisation und die ganze Zerrissenheit der Nation. Paris ist, was Filesac von Gott behauptet, centrum et locus rerum, die Seele, der Pulsschlag von Frankreich; die Provinz wallfahrtet dorthin, wie zum Grabe des Propheten, und vermißt man auch in allen Angelegenheiten des Landes Andacht und Glauben, so wird man sie, in Betreff der Hauptstadt, jetzt wie früher finden. Frankreich betet Paris an, mag der Altar, vor dem es knieend niedersinkt, die Vendomesäule oder die Guillotine sein. Der Franzose dagegen muß deutsche Ideen und Zustände aus allen Winkeln zusammensuchen, und da die Forschung und das Stu-

dium nicht seine Sache sind, so wird er, wie die Dinge zur Zeit stehen, nur zu höchst mangelhafter Erkenntniß Deutschland's gelangen.

Schiller und Göthe sind dem Franzosen nicht mehr als Traditionen. Man sieht die Namen dieser Dichter auf dem Vorhang des Theaters der Porte St. Martin, Victor Hugo benutzt sie, ohne ein Wort deutsch zu verstehen, zu Mottos für die einzelnen Capitel seiner Romane, französische Buchhändler drucken sie nach, aber im Volke weiß man wenig von ihnen. Bis auf Clavigo, eine Tragödie, die auf socialen Verhältnissen beruht, und Egmont, der liberale Tendenzen repräsentirt, möchte man Göthe selbst in Uebersetzungen nicht verstehen. Faust ist den Franzosen viel zu speculativ und zu gedankenspinnwebenartig, als daß er einen Totaleindruck davon haben könnte. Der Franzose will Phrasen, Leben und Handlung, und mag der Faust eine noch so revolutionäre Tragödie sein, sie ist ohne specielle, politische und gesellschaftliche Färbung. Schiller hat man wegen seiner „Kabale und Liebe" mit Enthusiasmus überschüttet. Dieses Trauerspiel ist voll socialer Beziehungen und strahlt von bril-

lantem Effecte, es würde ganz französisch sein, wenn Luise, statt am Gifte, am Kohlendampfe stürbe. Eben wegen der socialen Beziehungen würde man auch gewiß die „Räuber“ goutirt haben.

In der That, die deutsche Literatur steht den Franzosen sehr fern. Oder hätte man etwa Jean Paul in Chasles begreifen können, in einem Übersetzer, der es wie Bitaubé mit Homer, oder wie Georg Harrys mit Victor Hugo machte? Hätte man Heine's Lokalbeziehungen, seine im deutschen Wesen fußenden „Reisebilder“ mit ihrer harzigen Waldluft, ihrem Nachtigallenschlage und dem naiven Enthusiasmus der Tyroler in den Salons von Paris begreifen können? Würde selbst Börne in Frankreich mit seinen deutschen Schriften ein Publikum gefunden haben, da sich doch diese Schriften größtentheils auf Zustände stützten, die dem Franzosen unerklärbar sein mußten.

Nichtsdestoweniger möchte sich die deutsche Literatur in Paris geltend machen, nicht Frankreich's wegen, sondern um für Deutschland ein Relief zu haben, aber da sie keine Tendenzen hatte und nur eitel war, so erhielten ihre Bemühungen ein wahr-

haft trübseliges Ansehen. Sie ließ sich übersetzen, ohne gelesen zu werden, sie ließ es in die Zeitungen setzen, wenn sie eine Reise machte, ohne ein Renommée zu behaupten, ja sie ließ sich in den Revueen portraitiren, ohne gekannt zu sein. Diese Koketterie mit dem Ruhm jammerte Börne, er verschmähete es, Nachrichten, wie die: Le célèbre auteur des „lettres de Paris“ est de rétour d'Auteuil à Paris in die Journale zu bringen. Es war gewiß Nationalstolz, wenn er jene Vorfälle nicht goutirte. Woher kam ihm sonst dieser ésprit de corps, wenn nicht aus einem deutschen Selbstgefühle?

In Paris bedarf selbst die Literatur der Charlatanerie: der Franzose liebt den Schein, den Pomp, der Pariser aber hat keine Zeit zu prüfen und zu untersuchen. „Präsentiren Sie sich in einem eleganten Anzug nach der neuesten Mode“ — sagte Börne — „und man hält Sie für reich; man urtheilt hier sehr nach den Äußerlichkeiten und dem ersten Eindruck. Ein Journal muß von sich reden zu machen wissen noch ehe es erscheint. Das ist nothwendig, und deßhalb tadle ich es nicht, wenn die Literatur zu mannshohen Ankündigungen an den Straßenecken

greift und die Schriftsteller den Redactionen den Hof machen, um eine günstige Kritik zu erlangen. Eine einstweilige Vermittelung mit dem Publikum können sie kaum auf anderem Wege erreichen. Ich weiß es, die Redacteurs lesen die Bücher selten, mancher Schriftsteller, der Geld und Devotion verthan hat, wird von ihnen vielleicht damit entlassen: „Nun, Sie müssen ja den Werth Ihres Buches selbst am besten kennen, schreiben Sie uns deßhalb eine Kritik darüber", und er schreibt auch darüber. Was soll man indeß davon sagen, wenn die Deutschen in Paris diese Manier nachäffen, und nicht einmal ihrer Werke, sondern ihrer Person wegen? Der Franzose, wenn er alle jene Mittel benutzt, hat doch ein Resultat vor Augen, das französische Volk ersetzt ihm seine Ausgaben; aber der Deutsche ist mit seinem Ersatz für alle die Bücklinge, die er hier an die Journalistik verschwendet, an das dürftige Honorar seiner Verleger verwiesen. Es kann nicht fehlen, daß die Franzosen sich immer in einem Protectionsverhältniß zu den Deutschen glauben." Also äußerte sich Börne. Wer möchte noch an seinem Nationalgefühle zweifeln,

aber es war nur nicht so zäher, elastischer Natur, wie das anderer Leute, sondern etwas einseitig und von Erz.

Übrigens mag man zugleich aus jener Äußerung Börne's praktischen Überblick erkennen. Wo die Literatur einer gewissen Industrie zu ihrem Zwecke bedurfte, hatte er Nichts dagegen, wenn sie dieselbe anwandte; er glich durchaus nicht jenen Helden der deutschen Journalistik, die da ausrufen: „Humanität ist die bewegende Kraft des neunzehnten Jahrhunderts!“ — „Für diese bewegende Kraft treten wir in die Schranken.“ — „Tüchtigkeit und Solidität des Wirkens ist unser Ziel!“ — „Wir verschmähen jene zweideutigen Mittel, durch welche andere Journale sich zum Publikum drängen.“ Börne war sehr tolerant und praktisch in Betreff aller Dinge, die die äußeren Verhältnisse betrafen, er kannte die Humanität und die bewegende Kraft des neunzehnten Jahrhunderts besser, als jene Ausrufer der deutschen Journalistik; er wußte, daß der Gedanke mit dem Materialismus nur durch die Industrie vermittelt werden könnte, und daß die gespreizten, hohltönenden Redensarten der Journalistik

dem Stolze des Ranudo de Colibrados gleich kommen, der nur aus purer Herablassung mit einem Bauern Kartoffeln ißt und nicht aus Hunger; denn er ist Grand von Spanien. In der That, Börne war sehr ganz, und selbst wenn er am Unterleibe litt, er litt doch nicht am Magen, wie die deutsche Journalistik, die sich Mittags die Sonne der Humanität hinein scheinen läßt.

Wo freilich keine Gedanken zu vermitteln waren, wie bei jenen Deutschen in Paris, sondern nur die Misère deutscher Eitelkeit, da urtheilte er anders.

Daß die Literatur in Deutschland auch in den äußeren Verhältnissen in ein Gleichgewicht mit der Zeit treten möchte, war sein sehnlichster Wunsch. Börne sah ein, daß sie einiges Glanzes bedürfte, um von dem vorherrschenden Materialismus beachtet zu werden. In Betreff der französischen Literatur äußerte er sich, daß es sehr traurig sei, dieselbe sich so ganz und gar dem Materialismus hingeben zu sehen, aber es geschehe doch aus freiem Antriebe und nicht vermöge jenes Lakaien-Charakters, der die deutsche Literatur auszeichne, die, sie möchte sich noch so aristokratisch und vornehm

gebohrden, nie als ebenbürtig betrachtet werden würde, da sie keine Macht sei.

So wenig Börne sich zu Genrebildern eignen mochte, indem er hinlänglichen Charakter besaß, um seine Person, oder die Tische und Stühle seiner Umgebung übersehen zu lassen, so hatte ihn Lewald doch von dieser Seite aufgefaßt, und zwar ganz in der sauberen Weise, die die Genrebilder dieses Schriftstellers auszeichnet: Lewald nannte Börne's Einrichtung eine aristokratische. Ein gar zu demokratischer Deutscher zog aus der aristokratischen Umgebung sofort den Schluß: Lewald habe Börne für einen Aristokraten erklärt.

„Nun, glauben Sie denn, daß ich durchaus in den deutschen Eichwäldern leben müsse, um kein Aristokrat zu sein? Lassen Sie mir immer die aristokratische Umgebung, ich wollte, alle deutschen Schriftsteller hätten sie aufzuweisen. Aber leider scheinen bis jetzt die Wenigsten in dieser Lage zu sein — das geht schon daraus hervor, daß der Fürst Pückler-Muskau so viel Aufhebens von seinem Wagen, seinem Jäger, seinem Shawl und seiner Perrucke macht. Er will sich gleich Anfangs dagegen ver-

wahren, daß er wie die übrige Literatur reiset. Kokettirt er gegen die Aristokratie mit dem Schriftsteller, so kokettirt er gegen die Schriftsteller mit der Aristokratie. Aber der deutsche Adel ist immer noch stolzer, als die deutschen Schriftsteller, er ignorirt den Fürsten, während ihm die Literatur, die er eben so de haut en bas betrachtet, die Honneurs macht. — „Was halten Sie nur" — fuhr er, zu mir gewendet, fort — „von dem Semilasso? Ist das nicht eine Weitläufigkeit und eine Salbaderei über Nichts, wie sie sich eben nur ein Fürst in der Literatur erlauben kann? In einem Bande des Weltganges ließ er sich sogar auf einem Esel abbilden. Sein Freund sitzt auf einer Eselin, die ihre Nothdurft auf dem Titelkupfer verrichtet. Ein dritter Esel trägt ein altes Weib, er eilt im Galopp zu der Eselin und stößt den zweiten Esel, auf welchem Semilasso reitet, dabei von der Chaussee und Semilasso fällt herunter. In diesem Bilde, das übrigens in dem Buche selbst weitläuftig beschrieben ist, sind die drei Esel die Hauptpersonen, die Menschen, selbst der Fürst, sind reine Nebensache. Wenn ein Anderer so Etwas hätte drucken und abbilden lassen!

Ich finde an den Werken des Herrn Fürsten — mit Ausnahme der Briefe des Verstorbenen — Nichts, was nicht eben so gut ein Anderer hätte schreiben können. Würde z. B. Lewald, fände er Gelegenheit, statt mit Schauspielern und Schriftstellern, mit fürstlichen Personen in Berührung zu kommen, uns nicht eben so hübsche, gefällige Dinge von der Tafel, den Speisen, der Bedienung u. s. w. mittheilen können?"

Es freute ihn sehr, als ich ihm sagte, daß der letztere Schriftsteller durch seine wirklich vortrefflichen Genrebilder und die Zeitschrift Europa sich die schönste aristokratische Umgebung verschafft habe und in seiner häuslichen Einrichtung mit Jules Janin und Balzac rivalisiren könne. „Ja" — meinte er. — „Lewald hat in Paris gelebt, er ist ein industriöses Genie und weiß von seinem Talente den rechten Gebrauch zu machen." Börne hatte keinen Neid, er freute sich, wie ein Kind, über Lewald's silberne Armleuchter, sein orientalisches Arbeitszimmer, das Boudoir seiner Frau. „Wer wird denn darüber ein Genrebild schreiben?" — jubelte er — „Heine muß es thun, an dem hat es Lewald verdient!"

In der That, es sieht bei Lewald in Stuttgart brillanter aus, als bei der deutschen Literatur in Paris, was denn von der anderen Seite wieder Börne verdroß, der es lieber gesehen hätte, wenn sie in Paris selbst mit Balzac und Jules Janin hätte rivalisiren können, als von Stuttgart aus. Aber wie sollte das möglich sein, wenn die deutsche Literatur nicht von Haus aus reich ist. Victor Hugo verdient vielleicht mit einer Ode, die er durch Colporteurs auf den Boulevards umhertragen läßt, in einem Tage mehr, als deutsche Schriftsteller mit mehren Werken in einem Jahre. Die Literatur gehört in Frankreich schon durch ihre äußere Stellung zu der Crême der Gesellschaft. Nun denke man sich daneben unsere bescheidenen geistreichen Deutschen, die Alles beschneiden und berechnen müssen, um in Paris auszukommen. Sie können weder Soiréen geben, noch haben sie Salons zu öffnen, sie wohnen au troisième in einem Estrich-Zimmer. Und doch wollen sie an Allem Theil nehmen, bieten alle Mittel auf, um den Schein zu erhalten. Das machte auf Börne's edles Herz einen betrübten Eindruck. Wenn er von einem „Servilismus" der Deutschen

in solchen Fällen sprach, hatte er nicht Recht? Er konnte zur Noth ein Haus machen, aber seine Eitelkeit hatte ihn nicht nach Paris geführt.

Ich führe diese Dinge nur an, um den klaren praktischen Blick und die harmlose Anschauungsweise Börne's zu beweisen. Zerrissenheit, Aerger, Groll und Einseitigkeit, oder utopische Träumereien lagen ihm ganz fern. Er betrachtete die Welt und das neunzehnte Jahrhundert wie sie sind, und verlor sich weder in den Nebulismus, welcher die Humanität unserer Zeit allenthalben in der Luft erblickt, wie ein Phantom, für welches man keine Beweise liefern kann, noch in die Verzweiflung, welche die Menschheit überhaupt aufgibt. Freilich hält er den Menschen für ein schwaches, an den Verhältnissen einherschwankendes Geschöpf, und in dieser Hinsicht mochte er zu sich selbst kaum großes Vertrauen haben; denn er verbrannte in der That am jenseitigen Ufer den Nachen, der ihn hätte zurückführen können. Börne war nicht einseitig in seinen Ideen, er war so vielseitig, wie die Verhältnisse, aber sein Charakter war kein Januskopf, er war nach einem Ziele gerichtet, und dieses Ziel war nicht die Republik,

sondern die Humanität im umfassendsten Sinne des Worts. Die Form war ihm nur die Leiter zu diesem Ziele. Börne hat die constitutionelle Monarchie lange Zeit der republikanischen Verfassung vorgezogen. Börne's Charakter war einseitig. Es gab in der neuesten Zeit viele Fiesko's, aber nur einen Verrina. Börne's Gewissen war einseitig, er erkannte nicht Cicero's Wahlspruch an: in omni causa duas contrarias orationes explicari, der in unserem Jahrhundert, wo man „zwei Arten von Gewissen, das des Herzens und das des Magens, entdeckt hat", den Anwälten der Humanität vorschwebt. Freilich litten seine Kunst und sein Genie an der Einseitigkeit seines Charakters, aber das war ein Opfer, welches er der Menschheit darbringen zu müssen glaubte. Es lag ihm Nichts daran, daß es von ihm hieße: „vir probus dicendi peritus", sondern vir probus, bene agendi peritus. Börne sah ein, daß eine gute Handlung nicht zwei entgegengesetzte Motive haben könnte. Aber zerrissen, verzweifelnd war er deßhalb keinen Augenblick.

Von Grabbe konnte man sagen, er verzweifelte an der Menschheit, Grabbe wollte sterben, weil er

ohne Hoffnung für das Leben war. Börne mißtrauete den Menschen, wie sie sind, aber er glaubte an den Gott in der Menschheit, er wollte leben, recht lange leben, weil er die Hoffnung auf den Himmel und das Vertrauen zu der Menschheit keinen Augenblick verloren hatte. Freilich war er „müde, wie ein Jagdhund“, aber nicht lebensmüde. Der Kampf überstieg nur seine Kräfte. Grabbe starb auf der Flucht, Börne fiel wie Epaminondas, das Antlitz dem Feinde zugewendet, er starb auf seinem Schilde.

Über den Zustand und die Motive der neueren Richtungen in der französischen Literatur fällte Börne vielleicht das treffendste Urtheil: sie wäre so zerrissen, wie die Gesellschaft selbst, Motive hätten unter Anderen: Balzac, Victor Hugo, Jules Janin keine andere, als die, Geld zu verdienen; Hugo insonderheit schmeichelte mit seiner rhetorischen Humanität nur der Menge und verbärge seine Charakterlosigkeit hinter einem Chimborasso von Phrasen: er wäre Buonapartist, Legitimist und Revolutionair gewesen, Alles nach den Umständen; er scheuete sich nicht, das öffentlich zu bekennen und seine chamä-

leonische Natur mit seiner Unfehlbarkeit, als Dichter, zu entschuldigen. So wenig, wie er, hätten auch seine Dramen einen Charakter aufzuweisen. Da hätte man nun Anfangs gewaltig viel hin und her über Romantik und Classicität gesprochen, um am Ende dahin zu kommen, daß diese Poesie nur ein Gemisch von roher Sinnlichkeit und Gefühlspomp wäre. Zu diesen Dingen bedürfte man keines Glaubens, was auch mit dem überwiegenden Materialismus Frankreichs gar nicht vereinbar wäre, und die Einflüsse des Christenthums, die doch in der wahren Romantik gar nicht zu verkennen wären, würden bei der französischen durch bloße Phrasen vertreten. Die Form erkannte Börne in Victor Hugo an; er hatte einen feinen Geschmack und zu viel Takt, um das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Aber hatte er nicht in der Hauptsache Recht? Victor Hugo's Muse wird durch jene wunderlich erfundene Galoppade von Jullien, wo Orgelton, Gesang, Glockengeläute und Luthers Choral, die im magischen Halbdunkel sich bacchantisch herumtummelnden Masken begleiten, am besten charakterisirt. Diese Galoppade hörte Börne nicht mehr; aber er-

innert sie nicht lebhaft an Lucretia Borgia, wo im Vorgrunde der Bühne ein Saufgelag und toller Fasching toben, während im Hintergunde das „memento, quia pulvis es!“ erschallt.

Börne mit seinem lichten, klaren Blick, der stets auf den Vorgrund der Welt: die Menschheit, und auf die Perspective der Welt: die Freiheit gerichtet war; Börne, der nur positive Resultate aus der Dichtung hervorgehen sehen wollte und wahrlich weit objectiver war, als man ihn halten möchte, erblickte in jenen Dingen nur die trostloseste Negation des Materialismus. Und könnte man nicht die jetzige Periode der französischen Literatur mit dem Zeitalter der römischen Poesie unter den Kaisern vergleichen! Das war auch eine Sonne, aber sie leuchtete dem Untergange des römischen Reichs. Es ist die Fieberröthe der Zeit, die aus der neuesten französischen Poesie strahlt, sie entlehnt ihre Reize und ihre Farbenpracht der Krankheit jener. Aber die Schriftsteller leiden am wenigsten an dieser Zeit, vielleicht Einer ausgenommen; ich meine Georges Sand, der zarte weibliche Fühlfäden für das allgemeine Elend hat — sie spielen

mit der Zeit, sie schlagen Geld und croix d'honneur aus ihr. „Glauben Sie ja nicht“ — sagte Börne — „daß diese Menschen so zerrissen sind, wie man sie in Deutschland schildert — wenn überhaupt nicht der Materialismus die größte Zerrissenheit ist — sie haben keine Tendenzen, sie leiden nicht an der Zeit, sie wollen nur Geld verdienen. Das darf ich freilich nicht drucken lassen, will ich nicht die ganze moderne Literatur gegen mich haben. Der Materialismus ist der Wendepunkt der jetzigen französischen Zustände, die Literatur hat sich ihm accommodirt, um nicht von ihm ausgeschlossen zu werden. Das Zeitalter der philosophischen Spekulation ist vorüber, es ist in Frankreich von dem der pecuniären verdrängt worden, und die läßt sich mit Phrasen und glänzenden Antithesen abspeisen, zum tiefen Eindringen hat sie keine Zeit. Das liest sich Alles so hübsch und leicht weg, das läßt sich auswendig lernen. Die philosophischen und literarischen Beiträge Victor Hugo's werden selbst von den Grisetten verstanden, und wenn Herr Hugo sagt: das Theater sei an die Stelle der Kirche getreten, so glaubt es ihm die Chaussée d'Antin und

die Gesellschaft des Bal Montesquieu. Auf die Armuth, die kein Geld für das „Theater français“ hat, nimmt die Philosophie unseres Meisters freilich keine Rücksicht.“ Und in Wahrheit so ist es: die Gesellschaft in Frankreich ist zerrissen, aber die Individuen thuen mit dem Jammer und dem Elende der Gesellschaft in der Literatur schön und sinnlich-human, sie emancipiren das Fleisch, da sie den Geist nicht emancipiren wollen. So gestaltet sich denn auch die Poesie zerrissen, während die Dichter wohlleibig und bei Kräften bleiben.

Balzac's großes Talent erkannte Börne an; wenn er selbst auch ohne Tendenzen wäre, so hätten doch seine Schriften Tendenzen, weil sie durch und durch wahr wären. Er sagte: „der Materialismus ist so furchtbar stupid, daß er selbst in der Schilderung seiner eigenen Leiden ein Amusement findet. Der Vater Goriot ist von ihm verschlungen worden, und doch ist Alles in diesem Buche nur sein eigenes Elend.“ Börne führte die unerquickliche Richtung der französischen Literatur stets auf die eine Quelle zurück, daß man seit der Julius-

Revolution die Chaussée d'Antin an die Stelle des Faubourg St. Germain gesetzt hätte.

Man wird in diesem Urtheile den gesunden praktischen Blick anerkennen, wenn man auch jene feine Dialektik einer neueren Schule in Börne's Kritik vermißt. Er hielt sich stets an die nächste Anschauung und rückte die Zustände nie in eine Perspective, die sie oft zu einer Fata Morgana werden läßt. Börne stellte sich als Kritiker auf den Standpunkt des Lebens, nie auf den Katheder, er erklärte die verschiedenen Individualitäten nach dem Maaßstabe der gesunden Vernunft, nie nach einem beliebigen Schema. Die Wahrheit lag ihm näher als der Effect. So meinte er — in Betreff Marbachs polemischer Schriften — „daß der Verfasser den Wald vor Bäumen nicht sehe. Man traue es allen diesen Büchern zu, daß sie von denen, welche sie geschrieben, am meisten gelesen werden; denn wer könne daran Gefallen finden, einen Charakter auf dem Prokrustesbett zu sehen. Das mühe sich ab und schwitze Angstschweiß aus allen Compendieen zusammen, um endlich zu einem Resultate zu gelangen und einen armen Menschen, wie ihn, in die Schub-

lade der Wissenschaft zu bringen, in die man ihn zu zwängen sich von vornherein vorgenommen habe."

Man kann sich, nach dem Vorstehenden, leicht denken, wie Börne Vorfälle, wie denjenigen der Stieglitz beurtheilte. Die vielen Ansichten über diese Thatsache hatten ihn anfänglich ganz verwirrt, er meinte: die Kritik des Ereignisses hätte eben so verstört ausgesehen, wie das Ereigniß selbst. Alle mögliche Conjecturen hätte man aufgewühlt, um nur poetische Anknüpfungen zu finden und eine moderne Tragödie zu erhalten, und doch wäre der Grund des Selbstmordes ein einfacher.

Börne erkannte wohl, daß Charlotte Stieglitz an der grausamen Position zwischen Poesie und Wirklichkeit gestorben war, er hatte Thränen für die Unglückliche; allein er war nicht der Meinung, daß diese Position etwas Nothwendiges war, sondern eine bloße Zufälligkeit der Verhältnisse.

Allerdings war Heinrich Stieglitz kein Mann für sein Weib. Sie brachte ihm ein edles großes Herz als Mitgift, ein Herz voll Sehnsucht und Liebe, und statt Genusses tröpfelte Heinrich täglich sein Dichterleid in den Pulsschlag dieses Herzens.

Es erkrankte sie. Aber es war nicht eine organische Krankheit, die aus den socialen Verhältnissen herrührte, an welcher sie litt, sondern nur ein chronisches Übel, wogegen es Heilmittel und Amputationen gibt. Kühne hat Börne in seinem Irrenhause untergebracht, und doch, als Charlotte litt, wäre er vielleicht der einzige vernünftige Arzt gewesen, hätte man ihn zu Rathe gezogen. Aber als einen tragischen Stoff erkannte er den blutigen Vorfall nie an, er behauptete, die Katastrophe beruhe auf Krankheit und Verwirrung. Freilich war das wieder ein sehr praktischer, vielleicht alltäglicher Ausspruch; aber Börne hielt diejenigen, welche dem Vorfall tiefere Beziehungen unterlegten, für affektirt, oder doch afficirt.

In Betreff Göthe's hat Börne seine Meinung nicht geändert. Ich führe hier jene Worte Börne's an, die seinen kritischen Standpunkt überhaupt, als auch seine specielle Stellung, Göthe gegenüber, darthunen. Börne ließ sie der Gesammtausgabe seiner Werke vordrucken, ehe er noch an Pariser Briefe dachte, und sie dienen zum Beweise, daß er selbst sich nicht zur Kritik über die Kunst berufen glaubte.

„Man würde lachen, wenn man wüßte, wie bewegt ich bin, wenn ich die Feder bewege. Das ist recht schlimm, ich weiß es, denn ich begreife, daß ich darum kein Schriftsteller bin. Der wahre Schriftsteller soll thun, wie ein Künstler. Seine Gedanken, seine Empfindungen, hat er sie dargestellt, muß er sie frei geben; er darf nicht in ihnen bleiben, er muß sie sachlich machen. Ach die böse Sachdenklichkeit, es wollte mir nie damit glücken! Ich weiß nicht, ob ich mich darüber betrüben soll. Es muß wohl etwas Schönes sein um die Kunst. Die Fürsten, die Vornehmen, die Reichen, die Glücklichen, die Ruhigen im Gemüthe lieben sie. Aber sie sind so gerecht, die Kunstkenner, daß mich oft schaudert. Nicht was die Kunst darstelle, es kümmert sie nur, wie sie es darstelle. Ein Frosch, eine Gurke, eine Hammelskeule, ein Wilhelm Meister, ein Christus, das gilt ihnen alles gleich; ja sie verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit, wenn sie nur gut gemalt. Ich habe nur immer Gott gesucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunst, und wo ich Gott nicht fand, da fand ich Unnatur, und wo ich die göttliche Natur nicht fand, da fand

ich elende Stümperei, und so habe ich über Geschichten, Menschen und Bücher geurtheilt, und so mag es wohl geschehen sein, daß ich manches gute und schöne Werk getadelt, nur weil ich den Werkmeister schlecht und häßlich fand."

Die göttliche Ruhe Göthe's schrieb Börne dem Egoismus zu. Göthe war ihm ein verzogenes Kind des Glücks, der Dichter der Glücklichen, der Aristokrat, der Fürstendiener. Er schob dem Grundsatz des Dichters: Die Muse sei nur Begleiterin, nicht Leiterin des Lebens, alltägliche Motive unter. Das Genie der Kunst konnte Börne, seinen eigenen Worten nach, nicht beurtheilen, Leben darstellen galt ihm weniger, als Leben veredeln, er verlangte ebensowohl moralische Resultate, als künstlerische von dem Dichter. Als sich nun später der große Meister in die Prosa alltäglicher Handthierungen verflachte und selbst den Faust auf eine vornehme Weise verläugnete, als er über den jugendlichen Enthusiasmus seiner Muse den Stab brach und sich bis zu Gelegenheitsdichtungen und unzähligen poetischen Unverständlichkeiten herabließ, erschien er Börne sogar verächtlich. Die Begeisterung

der jungen Literatur für Göthe hielt er deßhalb für eine erzwungene, sie sei — wie er sich ausdrückte — eben auch nur eine künstlerische. Shakespeare habe auch das Leben dargestellt, aber stets in großartigen Umrissen, bei Göthe aber seien die Verhältnisse im Kleinen der Mittelpunkt der Dichtung. Als ich die verschiedenen Zeiten, unter deren Einflüssen beide Dichter gestanden, Börne entgegensetzte, antwortete er: „Der Dichter soll über seiner Zeit stehen, sonst wird er nur groß im Kleinen sein.“

Börne las „Eckermann über Göthe“ und in diesem Buche die Stelle über Göthe's Benehmen, als er den Tod der Großherzogin erfuhr. Man hatte Anstand genommen, sie ihm mitzutheilen, weil man fürchtete, sie würde einen nur zu schmerzlichen Eindruck auf ihn machen. Göthe aber rechtfertigte diese Furcht keineswegs, er nahm die Kunde von dem Tode seiner Wohlthäterin mit jener göttlichen Ruhe hin, mit welcher er den Gang der Natur von jeher belauscht und durchspäht hat. — „Ich will es glauben“ — sagte Börne — „daß Göthe ein Gott war; aber unsere Welt ist nur für Menschen eingerichtet.“

So lächelte er auch sehr ungläubig, als er auf eine Stelle in Wienbarg's „ästhetischen Feldzügen" hinwies, wo aus Faust z. B. Göthe's revolutionaire Tendenzen gefolgert worden und behauptet wird, Göthe habe in der Folge nur jenen Drang mit Gewalt zurückgehalten, indem er eingesehen, daß man alle Individualitäten sich selbstständig entwickeln lassen müsse; aber er habe viel dabei gelitten. Börne hatte Nichts gegen eine solche Ansicht Göthe's, aber an ein Zurückhalten des revolutionairen Dranges von Seiten Göthe's glaubte er nicht, noch weniger an ein Leiden. „Sehen Sie, ein Jeder interpretirt Göthe auf seine Weise, während Wienbarg ihn zu einem stillen Revolutionair macht, machen ihn Andere zu einem Gott. Ich will nun so viel von ihm gelten lassen, daß er das größte künstlerische Genie und der größte Egoist seines Jahrhunderts war. Ohne dieses zu sein, hätte er jenes nicht wohl sein können.

Göthe's Beziehungen zu einer Welt-Literatur läugnete Börne durchaus, dazu sei er zu abhängig von Zeit und Ort gewesen. Er wollte Nichts von Göthe-Prometheus wissen, er hat ihn leider nur zu

häufig als Epimetheus hingestellt, aber er anticipirte bereits in der Vorrede seiner Gesammtwerke deßhalb eine Entschuldigung. „Ich will es nicht untersuchen, ob Göthe die Welt in seinem Faust vom Stand-punkte des Individuums, oder von dem Höhepunkte der Menschheit aus betrachtet hat" — sagte Börne — „aber Faust treibt sich unter den alltäglichsten Verhältnissen umher und speculirt dabei auf die All-macht Gottes." Das war es eben, was Börne nicht gelten lassen wollte, er meinte, es läge gar nicht in der Natur des Menschen, den Himmel zu stürmen, sondern nur, sich auf der Erde heimisch einzurichten und die Verhältnisse zu besiegen. Na-türlich führte er dieses Resultat stets auf die Vor-aussetzungen der Humanität und Freiheit zurück, und daß man den Leidenschaften des Menschen ein edles Ziel stecken könnte. In dieser Beziehung wollte er eine Welt-Literatur und nicht in negativer Be-deutung. „Wo ich den Gott in der Natur nicht fand, da fand ich Unnatur."

Börne erblickte in der Vermittelung zwischen Frankreich und Deutschland die Anfänge einer solchen Welt-Literatur, es seien die beiden civilisirtesten Völker

meinte er, Deutschland repräsentire die schöpferische, Frankreich die anwendende Kraft. Doch lassen wir ihn mit seinen eigenen Worten reden:

„Das deutsche Leben gleicht einer hohen Alpengegend; es ist groß, königlich, die Krone der Erde, die mit ihren ewigen Gletschern schimmert. Deutschland ward das reinste Sonnenlicht, den andern Ländern die Wärme der Sonne. Seine unfruchtbaren Höhen haben die Welt zu ihren Füßen befruchtet. Dort sind die Quellen der großen Ströme der Geschichte, der großen Nationen und der großen Gedanken. Den Deutschen das Genie, den Franzosen das Talent; den einen die schöpferische, den andern die anwendende Kraft. Aus dem deutschen Boden sind alle jene großen Ideen hervorgegangen, die von geschicktern, unternehmendern, oder glücklichern Völkern ins Werk gesetzt und benutzt worden sind. Deutschland ist die Mutter jener Entdeckungen, welche die Welt verändert haben: das Schießpulver, die Buchdruckerei, die religiöse Reform sind aus ihrem Schooße hervorgegangen. — Die Franzosen klagen oft und spotten zuweilen über den Nebel, der den Geist der Deutschen umhüllt. Aber diese

Wolken, welche den Franzosen das Sehen verhindert, sind nur zu den Füßen der Deutschen gelagert; sie selbst ragen mit ihrer ganzen Größe über die Wolken hinaus und athmen unter einem blauen Himmel eine reine und strahlende Luft."

Börne erkannte eine Welt-Literatur so gut, wie Göthe. Jener ergriff häufig die unrechten Mittel; dieser würde sich gegen alle Consequenzen sträuben, die man aus seinem Faust ziehen könnte; er sagte von Byron, daß „der geniale Dichter durch leidenschaftliche Lebensweise und inneres Mißbehagen seinen Freunden den reizenden Genuß an seinem hohen Dasein einigermaßen verkümmere." Börne und Göthe scheiterten Beide an ihren Positionen: dieser stand unter den Partheien, mitten im Kampfe; jener über ihnen, in der Einsamkeit eines kleinen deutschen Hofes. Börne ging daher häufig von dem Standpunkte der Parthreien aus, er warf Raketen und glühende Kugeln in die Welt, von denen oft unter fünf nur eine das Ziel erreichte. Wer kann im Kampfe stets mit Gewißheit über Ursache und Wirkung entscheiden! Göthe ging von dem Standpunkte des Lebens und der Welt im Allgemeinen aus, in ruhi-

gem, bedächtigen Schritt, aber wenn sich seine Werke zu Resultaten neigten, so trat er kalt und vornehm als Scheidewand dazwischen und bemerkte über Manfred: „Dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen.“ Aber wenn Börne häufig seine Mißgriffe nicht wieder gut machen konnte, so konnte Göthe seine guten Werke nicht wieder schlecht machen. Er hätte vielleicht als Minister die Lectüre des „Faust“ verboten, aber die Einflüsse des „Faust“ auf eine künftige Literatur konnte er nicht verwischen. Die Jugend hält sich an den Dichter Göthe, sie schöpft an der Hippokrene, die der Pegasus des Dichters am Gipfel des Helikon erschloß, nach der stillen, einförmigen Ilm, an welcher Weimar liegt, ist sie nie gewallfahrtet.

Aber die Bestrebungen Börne's für eine Welt-Literatur müssen wir zugeben, wir, die wir geneigt sind, das Facit einer jeden Größe anzuerkennen, bestände es auch nur in einem Bruche. Freilich hat er sich nie über solche Tendenzen ausgesprochen; das Wort Welt-Literatur klang ihm vielleicht zu

pomphaft und gewaltig — etwa wie die Frankfurter National-Bühne — vielleicht war er selbst am wenigsten von seiner weltliterarischen Mission überzeugt, indeß was er sich als Ziel gesteckt, es kann nie ohne eine Welt-Literatur in's Leben gerufen werden. Aber Börne's Fernblick war durch die Politik beschränkt: die Vereinigung von Deutschland und Frankreich betrachtete er als die erste Sprosse einer Leiter, die zu der Emancipation der Menschheit führen sollte, und er wollte nicht einen Schritt weiter thun, bevor diese Sprosse nicht erstritten sei. Würde Börne noch über diese Sprosse hinausgegangen sein? wird man sich fragen. Ich möchte das Gegentheil nicht behaupten; denn seine Heimath waren die freien Höhen der Menschheit, aber er mochte sie nicht allein bewohnen, er wollte die ganze Welt zu sich heranziehen. Er riß sich todt an dieser Welt, weil er nicht bedachte, daß die Schwungkraft des Jahrhunderts nicht von einem einzelnen Sterblichen ersetzt werden kann. Börne war zu praktisch, er glaubte nicht daran, daß die Ideen von selbst in Thaten aufgehen würden, er war zu hastig, er wollte die Zeit der Ernte un-

mittelbar auf die Aussaat folgen sehen. Börne wollte noch von den Früchten genießen, er wollte nicht den Baum der Freiheit pflanzen, um unter ihm sein Grab zu finden und die Enkel in seinem Schatten sich tummeln zu lassen, er wollte selbst unter dem breiten, dichten Blätterdach des Baumes neue Thaten schreiben.

So erhielten denn auch seine weltliterarischen Bestrebungen das Gepräge des Augenblicks und der Unvollkommenheit, während seine Absicht edel und rein war. Wie schön ist Alles, was er in dieser Beziehung geschrieben hat. Er hielt Deutschland für den eigenthümlichen Boden einer Welt-Literatur, aber sein weltliterarischer Horizont verlor sich nie über die Politik hinaus. Ich weise hier auf Börne's eigene Worte hin: „die Deutschen üben eine edle Gerechtigkeit gegen Alles was groß und schön ist, in jeder Gattung, in jedem Lande und zu jeder Zeit, und sie theilen ihre Liebe und ihre Bewunderung zwischen alle Verdienste mit einer strengen und bewundernswürdigen Unpartheilichkeit — — —".

Und weiter: „Wären die Menschen immer glücklich, dann würde Béranger ihr Apostel sein; und

dessen Lieder ihnen zum Evangelium dienen. Wären die Menschen immer unglücklich, dann wäre Uhland ihr Prophet, und dessen poetische Moral ihre heilige Schrift. Da aber das Leben aus Lust und Schmerz gemischt ist, muß man Béranger und Uhland zugleich verehren, sich abwechselnd an ihren Schriften erbauen, bald Franzose, bald Deutscher sein, Gott und Lisette lieben. Im Frühlinge des Lebens und in den schönen Tagen der ersten Liebe erstickt man fast ein Deutscher zu sein; aber wenn die Witterung kalt ist, gewähren Euch Eure Kamine und Eure feuchten Gefühle nur eine Wärme für das Auge. Wie wohlthuend würdet Ihr alsdann einen deutschen Ofen und ein deutsches Herz finden! — — —"

Börne sah es allenthalben zunächst auf eine Vermittelung zwischen beiden Völkern ab; im „Reformateur" zuerst und später in der „Balance" wirkte er dieser Absicht gemäß. Er war zu tief in die geistigen Zustände des französischen Volks eingedrungen, als daß er sich von dem auf der Oberfläche umhertreibenden Schaum des Materialismus hätte irre führen lassen können, er wußte, daß unter aller dieser goldglimmernden Fäulniß der Lite-

ratur ein fester, lebendiger Grund verborgen sei, die Civilisation der Nation. Börne erkannte sehr wohl, daß die Krankheit der Gesellschaft in Frankreich keine organische sei, sie leide nur an dem Gifte, mit welchem der Materialismus ihre Haut netze, meinte er. Zu verhindern, daß dieses Gift nicht den Kern ergreife, dazu hielt er jenes Präservativ, die Elemente französischer Civilisation mit denen deutscher Cultur zu vermitteln, am geeignetsten. In dieser Hinsicht galt ihm freilich Victor Hugo nichts und Voltaire wenig, aber Alles galten ihm Rousseau, Béranger und andere Gleichgesinnte.

Daß Börne die Civilisation als die Grundlage der Humanität und einer damit verbundenen Welt-Literatur betrachtete, dagegen möchte kaum Etwas einzuwenden sein. Da er sich aber auf dem Standpunkte der Politik und der Partheien befand, so verlor er das Gleichgewicht und sah die Welt vor den Menschen nicht. Göthe stand unter den Menschen und unter den Verhältnissen, er sammelte und lebte und webte unter ihnen, aber er zog sich dann mit seinen Schätzen auf jene Höhen zurück, deren

Gipfel die Wolken nicht erreichen. Von dort stammen seine Dichtungen. Börne stand auf der höchsten Höhe, von der ewigen Gluth der Sonnen angestrahlt, von der Gottheit durchdrungen, von Lichtgedanken umwoben, aber er war Mensch und Christ, er liebte seine Nächsten wie sich selbst, er wollte aller Welt die Wonnen des Himmels spenden. So stieg er denn herab. Zu den Hütten der Armen ging sein Weg, aber dieser Weg war rauh und felsbesäet, er mußte zu der Axt greifen und zu gewaltigen Hebeln, um den Weg, auf welchem Jahrtausende schwer lasteten, zu säubern. Das Lied, was er zu dieser Arbeit sang, war natürlich nicht frei von menschlichen Dissonanzen. Mit einem Worte, Börne erfüllte seine weltliterarische Mission als Journalist, nicht als Dichter. So strich er die Autoritäten der Literatur und zertrümmerte das goldene Kalb des literarischen Götzendienstes, während er die Autoritäten der Völker einseitig gelten ließ; er wollte Nichts von den wissenschaftlichen Schulen wissen und konnte sich doch von den Partheien nicht emancipiren; auf die Menschheit im Großen und Ganzen war sein Streben gerichtet und doch hielt er sich

bei der Annäherung zweier Nationen sein ganzes Leben hindurch auf, die anderen übersehend, oder wohl gar verachtend. Aber Alles dieses war Börne's fester Wille, seine Ueberzeugung: nicht Gedanken, sondern Thaten waren sein Ziel. Thaten erheischen Kampf, Thaten verlangen einen allmähligen Fortschritt, zu Thaten bedarf es Liebe und Haß *).

Man wird es mir unter diesen Verhältnissen glauben, daß Börne die neuesten Richtungen der Literatur mit großem Eifer verfolgte. Es seien krankhafte Symptome in dieser Literatur bemerkbar — meinte er — aber ihr Herz sei gesund und frisch, sie leide nur an Vollblütigkeit und an dem Frühling, der Hitzblätterchen und Sommersprossen auf ihrem Antlitz absetze. Auch die Luft in Deutschland sage ihr nicht zu. Wie gern hätte er sie Alle bei sich gehabt, die „Jungen" dort, wo man auf die Academie und das Pantheon speculiren kann.

*) Bei dem Allen war Börne — wie ich solches weiter unten darzuthun gedenke — kurz vor dem Ende seines Lebens zu einem Wendepunkte seiner Bestrebungen gelangt. Er trat mit den bekannten Aufsätzen im „Reformateur" ein.

Mundt's „Zodiakus" machte ihm große Freude und als ich ihm von Varnhagen von Ense erzählte, daß derselbe mit vieler Aufopferung und Hintenansetzung seiner persönlichen Stellung sich der jungen Literatur hingäbe, horchte er hoch auf. „Ich habe das wohl aus dem „Zodiakus" ersehen, aber ich meinte, Varnhagen assistire der jungen Literatur nur als „Geheimer Legationsrath" wenn er ihr Freund ist, so ist das sehr schön; denn es dient zum Beweise, daß die jungen Leute alte Gesellen finden. Für vornehme Gönner ist überhaupt die Bewegung nicht geschaffen und Varnhagen ist vielleicht als der Diplomat einer jungen Literatur zu betrachten. Wenn sie eines solchen bedarf, so freue ich mich, daß sich ein Mann von Gewissen dazu gefunden hat."

Ich glaube es wohl, daß Börne gegen das Ende seines Lebens einsehen mochte, daß der Alarm-Marsch seiner Briefe nicht die rechte Weise für die Bewegung gewesen war; aber er desavouirte sie nicht; denn seine Prämissen, behauptete er, seien wahr und begründet. Aber in Betreff des Tones dieser Briefe suchte er doch dann und wann Erklä-

digungen einzuziehen, wie man über ihn urtheile und ob die Leute denn auch wohl in der That über die bittere Form des Ernstes den Ernst selbst übersehen oder mißverstanden haben könnten. Es handelte sich um eine neue Auflage seiner Werke, da der Verlags-Vertrag mit Hoffmann und Campe nur auf fünf Jahre lautete, eine Frist, die bereits im Herbst 1836 abgelaufen gewesen war, aber Börne wollte sehr gern die Briefe seinen Gesammtwerken in einem Bande hinzufügen. Als ich ihm erinnerte, daß sich dazu kein Verleger in Deutschland verstehen würde, fragte er mißtrauisch: „Sie meinen wohl des Verbots wegen?“ Es würde ihn sehr geschmerzt haben, wenn die öffentliche Meinung sich gegen die Briefe ausgesprochen hätte. Und doch haben sich die Ansichten im Laufe der Zeit so umgestaltet, freilich weniger aus Ueberzeugung, als aus Indifferentismus. Nachdem man die Unterhaltung und den Skandal von diesem Werke abgeschöpft hatte, stellte man sich entweder als zur Erkenntniß gekommen, oder man ging nach Hause, wie aus dem Theater. Börne sah das ein und bestand mehr aus kühnem und edlem Trotz, als aus Überzeugung auf seinen Briefen.

Überhaupt ist es ziemlich gewiß, daß die Frankfurter Verhältnisse dieses Schriftstellers hauptsächlich jenen Ton herbeiführten, der Vielen so anstößig erschien. Man hatte ihn dort aus nichtigen reichsstädtischen Vorurtheilen höchst übermüthig behandelt und die Retorsion suchte sich geltend zu machen. Ich will Euch den Juif de Francfort, den Ihr mir in den Paß gesetzt, anschreiben, so ungefähr dachte er. Er hat es auch drucken lassen. Mit großem Unrecht aber hat man Börne's ganzes Leben aus diesem Juif de Francfort erklärt. Ich wüßte nicht, was in allen seinen übrigen Werken vorkäme, das an einen Shylock mahnte. Als Schriftsteller hat Börne nie einen Impuls von Frankfurt bekommen, aber wohl eine Richtung, nämlich die aus der Theorie zur Praxis, und hier vorerst zur Destruction, weniger zur Negation. Nur dadurch unterscheidet er sich von Jean Paul, dessen lyrischer Freiheits-Enthusiasmus unter den Blumen von Wunsiedel umherwandelte, während Börne's dramatische Begeisterung für die Freiheit rechts und links Geldsäcken und kleinlichen reichsstädtischen Vorurtheilen begegnete. Die Briefe waren eine Aufwallung des

edelsten Zorns, aber es lag ihnen wahrlich nur die Liebe zum Grunde. Menzel sah das zuerst aus dem Buche heraus und war aufrichtig und klug genug, es drucken zu lassen; aufrichtig, weil Menzel damals noch harmlos und ohne persönliche Rücksichten urtheilte, und klug, weil die Bewegung sich Börne zuneigte und es vorabzusehen war, daß seine Gegner in einer Zeit, wo die Masse sich ganz und gar dem Genie hingab, erliegen mußten. Das hat Börne Menzel nicht vergessen, wie er denn überhaupt auch persönliche Dankbarkeit zu seinen Tugenden zählte, obwohl er ihr nie seine Überzeugung opferte. Sein „Franzosenfresser" ist nur ein Schmerzens-Schrei: „Auch du mein Sohn Brutus!" Freilich starb Börne nicht von der Hand der Freiheit, sondern für die Freiheit, aber um so schmerzlicher mußte es für ihn sein, seine Freunde mit den Dolchen sich gegenüber zu sehen.

Börne läugnete es nie, daß er auf Menzel viel gehalten habe, daß er seinen Einfluß auf den Liberalismus in der Literatur anerkenne, daß er sogar an seine Überzeugung glaube; aber Menzel habe sich dergestalt von Egoismus und persönlichen Rück-

sichten umstricken lassen, daß sie ihn im Leben nicht wieder loslassen würden. Wenn man auf einem solchen Standpunkte stehe, so sei man freilich für die gute, wie für die schlechte Sache verloren. Und in Wahrheit, was hat nicht Menzel angewendet, Börne's Tendenzen zu verdächtigen und die Ungereimtheit seines Strebens darzuthun. Er kämpfte mit Phrasen und Sophismen gegen aus dem Zusammenhang gerissene Stellen der Schriften Börne's, während Börne in seinem „Franzosenfresser" jene unerbittliche Logik gegen ihn richtete, die der Wahrheit nie fehlen kann. Wahrlich, Börne war so furchtbar einseitig, daß selbst die Argusaugen einer moralischen Polizei keine Achilles-Verse an ihm erspähen konnten.

Und hier muß ich darauf aufmerksam machen, daß Börne in Paris seit dem Erscheinen der „Paroles d'un croyant" die bestimmteste Richtung erhielt. In diesem Buche fand er seinen Brennpunkt, er gab sich ganz dem Lamennais'schen Republikanismus hin. Seine Aufsätze über Heine und die Reformation sind die sprechendsten Belege für diese Richtung, in dem „Franzosenfresser" tritt sie am schärfsten und

unzweideutigsten hervor. Hier hat sich Börne ganz von den Partheien emancipirt und wir erblicken allenthalben jene Majestät der untergehenden Sonne, die den wiederkehrenden Tag verheißt. Börne's Morgen war licht und klar, aber die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne öffnen der Welt nur die Augen; es fehlt ihnen die Wärme des Lebens, sie bringen nur das Licht des Lebens. Börne's Mittag war schwül, seine Briefe waren ein sich entladendes Gewitter. Sein Abend aber war harmonisch und abgeschlossen in stiller beseligender Feier. Wir können an Börne's Grabe mit vollem Rechte die Worte wiederholen, welche er Jean Paul nachrief:

„Ein Stern ist untergegangen und das Auge des Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint. Und eine Krone ist gefallen vom Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn, und ein hoher Priester ist gestorben!" Welche Dissonanzen auch durch sein Leben tönten; sein letztes Werk war ein voller, kräftiger Accord aus den Saiten eines edlen Herzens. Es ist das Schild Börne's, und daß er mit und auf diesem Schild starb ist eben

das Schöne an der Sache. Das Schild ist blank und hell und ein Spiegel von Börne's Charakter, ein Spiegel, der nicht an den Zufälligkeiten der Beleuchtung und an dem Staube und Flecken des Lebens leidet.

Ich bin überzeugt, daß Börne erst jetzt zu Resultaten gelangt sein würde. Vergebens hatte er Jahre lang danach gestrebt, den Gedanken mit dem Leben in Einklang zu bringen, die Ideen zur That zu erheben, aber er war nicht damit zu Stande gekommen. Jetzt stand er an der Schwelle, er war von dem Standpunkte der Partheien zu einem christlichen Gesichtspunkte gelangt, zu dem vernunftgeläuterten Katholicismus, wie er in Lamennais die Freiheit mit der Menschheit vermittelt. Börne war in Frankfurt nur mit dem Wasser des Protestantismus getauft worden, in Paris wurde er durch das Feuer des Glaubens geläutert. Er sah in der christlichen Religion die Religion der Freiheit, die Weltreligion, er erkannte, daß sie vielleicht früher zur Emancipation der Menschheit geführt haben würde, hätte man nicht, um die Mißbräuche des Glaubens auszurotten, die Mißbräuche der Wissen-

schaft und des Verstandes eintreten lassen. Jene würden von selbst gefallen sein, während der Glaube rein und unvermischt erhalten, und nicht in Beziehungen zu dem Staate gebracht sein würde. Börne starb als Katholik, aber nicht wie Zacharias Werner.

Jetzt erklär' ich mir auch Börne's Worte sehr wohl, die er in Bezug auf das „Leben Jesu" von Strauß gegen mich aussprach: „Was sollen die Untersuchungen über die faktischen Wahrheiten des Christenthums; der Glaube an das Christenthum ist ja eben das größte Wunder desselben und den wird man nicht hinwegraisonniren können." Ich erkläre mir die Freude, mit welcher Börne die Worte sprach: „Voltaire ist nur in dem Mittelstande von Paris zu finden, unter jener Bourgeoisie, die man als die Stütze der Monarchie betrachtet, im Volke gewinnt der liebe Gott wieder an Ansehen."

Es konnte nicht fehlen, ein Charakter, wie Börne, der so lange vergeblich nach einem Anlehnungspunkte gesucht hatte und bei dem die Negation durchaus nicht zum Wesen gehörte, mußte sich mit wahrer Inbrunst Lamennais zuwenden, der die Freiheit auf einen sicheren, festen Grund basirt

hatte. Jetzt erst, kurz vor seinem Tode, bot uns Börne einen klaren, festen Begriff der Freiheit, den man vergebens in allen seinen frühern Schriften suchte und von dem seine Feinde behaupteten, daß er gar nicht in Börne vorliege. Er sagt:

„Was in allen meinen Negationen das Positive sei, was ich gründen wolle, wenn ich Alles zerstört haben werde; was für eine Freiheit ich dann wolle? fragte Menzel. — Die Freiheit ist gar nichts Positives, sie ist nur etwas Negatives, die Abwesenheit der Unfreiheit. Die Freiheit kann und will nichts gründen, als sich selbst, sie kann und will nichts zerstören, als die Gewaltherrschaft. Die Freiheit kann ein Volk nicht umwandeln, sie kann ihm nicht die Tugend und Vorzüge verschaffen, die ihm seine Natur versagt; sie kann ihm die Fehler nicht nehmen, die ihm angeboren, die sein Klima, seine Erziehung, seine Geschichte oder sein unglückliches Gestirn verschuldet; die Freiheit ist Nichts und dennoch Alles, sie ist die Gesundheit der Völker. Wenn der Arzt einen Kranken zu heilen sucht, kommt Ihr dann, um ihn zu fragen: warum heilt Ihr diesen Mann, ehe Ihr reiflich überlegt,

was Ihr nach der Heilung aus ihm machen wollt? Er ist ein schwacher Greis, wollt Ihr einen kräftigen Jüngling aus ihm machen? Er ist ein Bettler, wollt Ihr ihn zum reichen Manne machen? Er ist ein Bösewicht, wollt Ihr ihn zum tugendhaften Manne machen? Er ist ein Dummkopf, könnt Ihr ihm Geist verschaffen? Er wohnt in der öden Lüneburger Heide, wollt Ihr ihn nach Neapel bringen? Der Arzt antwortet Euch: ich will ihn heilen; wie er dann seine Gesundheit benutzen könne, benutzen wolle, das ist seine Sache, das wird seine Bestimmung entscheiden. So auch spricht die Freiheit: ich gebe den Völkern ihre Gesundheit wieder, doch wie sie die Freiheit benutzen wollen, benutzen können, das muß ich ihnen überlassen."

Und weiter:

„Alle Feinde der Freiheit reden die nämliche Sprache, denn sie gehören zu einem Volk und der Eigennutz ist ihr gemeinschaftliches Vaterland. So oft sie in einem Lande, das eine freie Verfassung hat, Mängel sehen, schreiben sie diese Mängel der freien Verfassung zu. So oft sie in einem andern Lande, das unbeschränkte Herrscher hat, Vorzüge

erblicken, sagen sie, diese Vorzüge wären die wohlthätigen Folgen der unbeschränkten Regierung. Als Herr Menzel in des Fürsten Pückler französischer Reise las, daß ein Theil der Provinzen Frankreichs so öde, so leblos, so armselig wäre, was freilich wahr ist, da jubelte er und rief: seht Ihr's, Freunde des Franzosenthums! Was sollen wir sehen? Wir wollen Ihren Gedanken ergänzen. Seht Ihr's, das ist die Folge einer repräsentativen Verfassung, das ist die Folge der Preßfreiheit, das ist die Folge der Geschwornengerichte, das ist die Folge der Öffentlichkeit u. s. w." — — — „Aber, mein guter Herr Menzel, wenn die Franzosen keine Freiheit und keine Geschwornengerichte hätten, wären dann die Felder besser bebaut? Sind perennirende provisorische Gefängnisse etwa Treibhäuser, die alle edlen Früchte zur Reife bringen? Ist die Censur ein Dünger, der das Land befruchtet?"

Und weiter:

„So oft einer seinen Blick nach Amerika wendet, kommen gleich alle Feinde der Freiheit herbei und schneiden spöttische Gesichter und sagen: eine schöne Republik, eine schöne Freiheit, wo die Sclaverei

herrscht! Als wäre die amerikanische Sclaverei Folge der Freiheit, als wäre sie nicht schon vor der Republik gewesen! Aber, sagen jene, die Freiheit sollte die alte Sclaverei aufheben wollen und können, und thut sie es nicht, so will sie, oder vermag es nicht. In ihrem Hasse gegen die Freiheit ergreifen sie das wunderlichste Mittel, sie zu verläumden, sie dichten ihr nämlich eine Vortrefflichkeit und eine Schönheit an, die sie nie gehabt hat und nie versprochen, damit ihr Ideal die Wirklichkeit beschäme. Die Freiheit soll die Menschen zu Engeln machen, alle Laster, alle Schwächen ausrotten, einen schlechten Boden fruchtbar, einen rauhen Himmel milde machen; sie soll Hagel, Ueberschwemmungen, Krankheiten beseitigen, wohl gar den Menschen unsterblich machen! Es ist zum Erbarmen, was sie in ihrer Verzweiflung nicht alles reden.“

Man wird Börne unmöglich noch länger in der Kritik an Unklarheit der Begriffe oder an Mangel fester Tendenzen leiden lassen können. Erschrecklich einseitig — ich wiederhol' er nochmals — war er, aber er würde dem kaum widersprechen,

könnte er aus seinem Grabe reden. Er sagte zu mir: „Es liegt mir Nichts an dem Rufe künstlerischer Einheit, der das Bollwerk Göthe's ist, noch an dem „dichterischer Unfehlbarkeit," welche Victor Hugo in seinem Glaubensbekenntniß als das höchste Princip des Dichters aufstellt, während er im Übrigen über Nacht seine Gesinnungen wechselt; die Humanität verträgt sich nicht immer mit der Kunst, noch weniger mit der dichterischen Unfehlbarkeit, jene macht sie zu einem rohen Stoff, diese oft zu einer feilen Dirne." Börne erkannte, daß wer die Menschheit vertreten wolle, nicht immer den Maßstab eines Gottes anlegen könne.

Börne war — wie ich schon früher andeutete — ursprünglich Journalist, er ist es bis an seinen Tod, was die Form betrifft, geblieben, wenn er sich auch, rücksichtlich seiner Denkweise, seit den „paroles d'un croyant" vollständig abschloß und aus den Motiven der Journalistik heraustrat.

Die Verhältnisse trugen ihn in diese Sphäre. Nachdem er aus dem Polizei-Bureau in Frankfurt entfernt worden war — welches vielleicht Dalberg, der überhaupt mit umfassenderem Blicke geistige Vor-

züge würdigte, als die reichsstädtische Regierung, als eine erste Stufe betrachtete, um Börne mit dem Staate zu vermitteln — war Börne, wenn nicht ohne materielle, doch ohne geistige Existenz. Er hätte Bücher schreiben können; denn er hatte Fonds genug zu einem Dichter, aber die Ereignisse, vielleicht auch die Polizeifunctionen hatten ihm eine zu praktische und aphoristische Richtung gegeben, sie hatten ihn zu sehr in den Vorgrund der Öffentlichkeit gedrängt, als daß er sich mit seinen Gedanken auf sich hätte zurückziehen und in der Werkstätte der Kunst aushalten können. Die Verhältnisse, welche Göthe so glücklich und ruhig machten, und ihn über oder unter das Jahrhundert stellten, machten Börne so unglücklich und rastlos und so tief leidend an dem Jahrhundert.

Börne stellte sich gern der großen Menge gegenüber, er glaubte an den Gott im Volke, obwohl er nie dem Volke den Hof machen und um seine Gunst buhlen wollte. Er sagt von Casimir Delavigne, S. 160, Th. I. seiner „Gesammelten Schriften“: „Delavigne ist ein guter Dichter von großen Vorzügen. Er hätte fast Genie, wenn er kein Fran-

zose wäre, oder nicht in Paris lebte, wo man jetzt dem Volke den Hof machen muß, wie man ihn ehemals den Fürsten machte. Das ist aber auch eine Gefangenschaft des Geistes, wenn auch in einem größern Gefängnisse." Also Börne wollte nicht mit dem Volke liebäugeln, ein verzogenes Volk war ihm zuwider, wie denn das schon seine Briefe erweisen; aber er liebte es, er mußte Wirkung und Gegenwirkung spüren, und in Deutschland steht der Schriftsteller so isolirt, in Frankfurt aber steht er verlassen. Sollte Börne Prologe für die Frankfurter Nationalbühne schreiben und den Frankfurter Senat durch Hyperbeln verherrlichen? Er sagte: „Ich erinnere mich nur eines interessanten Tages in der Woche in Frankfurt, und dieser war der Freitag, wo es im „Schwan" Sauerkraut und Solperfleisch gab." Also das intelligente Frankfurt schien er vergebens zu suchen, er liebte Frankfurt aus Gewohnheit.

Unter diesen Auspicien griff sein Genie zu einem „Journal." Hören wir ihn selbst:

„Deutschlands kritische Nacht war gekommen, die Wärter saßen kopfschüttelnd am Bette, alte Basen machten bedenkliche Runzeln und die Lichter

wurden nicht mehr geputzt. Da richtete sich der Kranke plötzlich auf, saß ganz gerade, blickte umher und fragte: „wo bin ich?“ — „In Ihrer alten Wohnung, bei den lieben Ihrigen“ — antwortete der Arzt, freundlich und vergnügt, und machte eine siegreiche Miene. Ein wohlthätiger Schweiß war ausgebrochen, die Fieberphantasien hatten aufgehört, der gute alte Puls war gleich wieder da, und die Gesundheit kehrte mit schnelleren Schritten zurück, als sie sich entfernt hatte. Noch einige Tage blieb der Genesende schwach; aber er lächelte selig, Alles war ihm recht, er war Alles zufrieden. Noch einige Tage und Vetter Michel stand wieder auf den Beinen, schnitt sich zwölf Dutzend neue Federn und aß Abends seinen Kartoffelsalat. Noch einige Tage und das Testament, in der Furcht des Todes geschrieben, wurde hervorgesucht und zerrissen; es sollte Alles beim Alten bleiben. Noch einige Tage und der Krankenwärter kam glückwünschend und erinnerte an den neuen blauen Rock, den ihm der Kranke versprochen hatte, wenn er wieder aufkäme. Der Gesunde lachte den guten Mann aus und sagte: im Fieber mag ich wohl viel dummes Zeug ge-

sprochen und versprochen haben .... Ach! es war eine schöne Zeit. Zwar habe ich nicht mitgefochten im Befreiungskriege — mir fehlte das gehörige Maaß des Körpers und des Glaubens — aber ich habe den Franzosen auch kleine Stöße gegeben. Von der Polizeistelle eines rheinischen Bundesstaats war ich, ohne Stuhl und Styl zu wechseln, zur Polizeistelle eines deutschen Bundesstaats gekommen. Früher hatte ich gehorsame, eilfertige Briefe nach allen Postwinden geschrieben, um arme deutsche Jungen, die sich versteckt hatten, weil man sie als widerspenstige Conscribirte verfolgte, zu erspähen und den französischen Metzgerknechten auszuliefern. Jetzt schrieb ich noch gehorsamere Briefe, um alte Deutsche mit pedantischem Herzen, die immer noch Liebe und Bewunderung für Napoleon zeigten, als Verräther festzuhalten. — Einmal fing man einen solchen Spion, und ich mußte ihn auf Befehl meiner Vorgesetzten zwingen, sich bis auf das Hemd auszukleiden, um nachzusehen, ob er sich nicht die drei Farben tätowirt hätte. Ich fand nichts, sah daß Alles gut war und Deutschland wirklich frei. Darauf bekam ich meinen Abschied und das war

auch gut. Ich trieb Privat-Patriotismus und gab eine Zeitschrift heraus: Die Waage."

Hab' ich nicht Recht, wenn ich behaupte, Frankfurt habe Börne nur die Richtung gegeben? Allerdings würde man besser gethan haben, Börne nicht nur bei der Polizei zu lassen, sondern ihn auch dabei zu befördern. Ich zweifle, daß er es weit in dieser Branche gebracht haben würde, aber der Versuch wäre wenigstens zu wagen gewesen.

Weil man indeß keinen Juden in dem Polizei-Büreaux placiren konnte, so wieß man ihm mit einer Pension die Thüre und führte einen Charakter, der schon der Natur der Sache nach der Opposition zuneigte, in die Arme der Opposition.

Durch Censur-Weitläuftigkeiten hin und her getrieben und gestachelt, entfernte sich Börne immer mehr von dem Bestehenden; sein Charakter wurde in dem allmähligen Feuer der Polizei weich und biegsam wie Eisen, das man zu einer Lanze schmiedet, ihm gab diese Esse seine rechte Kraft, sie machte ihn für das Leben brauchbar.

Während er aus Jean Paul Leben und Begeisterung sog, entnahm er den Verhältnissen, die

ihm so arg mitgespielt hatten, Verachtung und Haß, Verachtung, insofern er ihrer nicht bedurfte, und Haß, insofern sie ihm als eine, dem Fortschritte entgegenstehende Macht erschienen.

Man lese nur seine „dramaturgischen Blätter“ und man wird ersehen, wie sich seine Opposition, unter den Augen der Frankfurter Censur, immer mehr abrundete und feststellte, sich heranbildete. Börne schrieb über die gleichgültigsten Dinge die ernstesten Ansichten, an die Bretter, die die Welt bedeuten, knüpfte er die Welt. Aber noch war Alles an ihm, ich möchte sagen: venturinisch-patriotisch. Wie er in einem Artikel in dem Frankfurter Journal aus dem Jahr 1814 Nichts von einer Allianz mit Frankreich und England wissen wollte und so begeistert wie ein freiwilliger Jäger declamirte, so sehnte er sich im Theater français in Delavigne's „école de vieillards“ nach Kotzebue zurück. Die Gewohnheit war ihm theuer, und man sorgte dafür, daß ihm die Opposition zur Gewohnheit wurde. Freilich hätte das übel ausfallen können, wäre Börne nicht ein vortrefflicher Mensch gewesen und ein Charakter von Eisen. Er liebte

das Rauchen bis zur Leidenschaft, aber in Paris emancipirte er sich der Gesellschaft und der Gesundheit wegen ganz und gar von Pfeifen und Cigarren. So entwöhnte er sich auch Deutschlands und Kotzebue's, um Deutschland desto inniger zu lieben. Aber die Opposition hielt er für eine gute, vortreffliche Gewohnheit, so lange es noch Etwas niederzureißen gäbe. Nichtsdestoweniger gebe ich den Frankfurter Verhältnissen die Schuld, wenn sie ihm zur anderen Natur wurde.

Das Genie ist in den sogenannten freien Städten meistens unrettbar verloren, entweder geht es unter, wie Ymbert Galloix, nur nicht an einer tragischen Katastrophe, wie dieser, sondern an der Einseitigkeit eines Bürgermeisters oder Rathsdieners; oder es fällt, wenn es einen Charakter beherrscht, im Kampfe, wie Börne. Kann das Genie in diesen kleinen Republiken zu sich selbst kommen? Es ist das schon aus dem Grunde nicht möglich, weil sie in hohem Grade an Abhängigkeit leiden, und deßhalb bei dem besten Willen nicht einmal das rechte Maaß von Einschränkung beobachten können. Sie gleichen jenen treuen Dienern,

die ihren Herren aus den Augen lesen und auf die Worte des Meisters schwören. Börne hat das hinlänglich erfahren, er war über die Einseitigkeit der Frankfurter Behörden in dieser Hinsicht ganz im Reinen. Folgendes mag dem zum Beweise dienen.

Eines Sonntags entschied ich mich, im Zuge lebhafter Unterhaltung befangen, zu spät zum Aufbruche nach der Stadt. Die von St. Cloud zurückkehrenden Omnibus waren indeß überfüllt, und Conrad, der vor die Hausthür postirt war, rief vergebens alle Fuhrwerke um einen Platz an. Ein Wagen nach dem andern rasselte vorüber und ich mußte in Auteuil bleiben, wollte ich nicht die kothige Chaussée bis zur Barrière de Passy in finsterer Nacht durchwaten. — Wir hatten über die Frankfurter Börsenzeitung gesprochen. Am nächsten Morgen beim Frühstück sagte Börne: „Hören Sie, diese Nacht ist mir Etwas eingefallen: ich möchte ein literarisches Beiblatt zu der Börsenzeitung schreiben: etwa ein halben Bogen stark; es müßte ein Sonntagsblatt sein. Ich sage ein *literarisches* Beiblatt, über Politik kann ich unter den Verhältnissen,

wie sie sind, nicht schreiben." Ich meinte, man würde an dem Namen Börne Anstoß nehmen und ohne diesen Namen würde das Blatt, wenigstens nicht von vorne herein, das Interesse erregen, welches man ihm wünschen möchte. „Allerdings" — war Börne's Antwort — „wird ein Frankfurter Senator sich an dem Namen nur zu sehr stoßen, aber andrerseits wird man vielleicht beide Augen zudrücken, indem man erwägt, daß der Name Börne unter Frankfurter Censur ein sehr harmloses Symbol ist." Börne hatte einen weit feineren diplomatischen Takt, als Herr Nikolaus Staar.

Zeugs genug, um ein Dutzend Dichter damit zu kleiden, war an Ludwig Börne, aber er fand in Deutschland keinen Wirkungskreis und in Frankfurt nur Misère. In Frankreich hätte er sociale Tragödieen dichten können; denn das Parterre des Théater français steht mit der Zeit in Parallele; in Deutschland konnte er nur sociale Aphorismen in einem Journale niederlegen, welches das Theater, noch dazu das Frankfurter Stadttheater, als sein wesentliches Moment betrachten mußte. Neben eitelen Schauspielern, die Börne durchzuprügeln drohten,

finden wir hier die Menschheit berücksichtigt, und zwar in ihren tiefsten, innigsten Beziehungen zur Gottheit, wie in ihrer künstlichen Position zum Staate und zur Gesellschaft.

Weil aber Börne die Zufälligkeiten in Deutschland nicht zu statten kamen, oder vielmehr entgegenstanden, um ihn zum Dichter heranzubilden, möchte man deßhalb an seinem poetischen Momente selbst zweifeln: „Der Dichter ist das Herz der Welt.“ In dem Sinne war Börne ein ganzer Dichter. Auch die Franzosen glauben an eine Poesie, die sich auf den Markt des Lebens begibt, die für die Welt dichtet, die ihre Lyra an die Sanduhr der Zeit hängt. Die Franzosen halten Paul Louis Courier für einen Dichter, und Raspail sagte von Börne: Dans son style on trouvait du Béranger et du Paul-Louis Courier; mais sa pensée avait dix ans de jeunesse de plus; et dix ans, dans la révolution, où chacun de nous tourne, est un siècle de progrès.

Auch der Fortschritt ließ Börne nicht zur Abrundung und zu jener Abgeschlossenheit kommen, die das Genie zur Vermittelung mit der Kunst bedarf.

Er war ein Perpetuum mobile, aber wie die Zeit selbst konnte er nur Fragmente schaffen, die freilich unter einander in den nächsten geistigen Beziehungen standen, aber der künstlerischen Einheit entbehrten. An solche Dinge sind wir Deutschen nicht gewöhnt, unsere Dichter müssen entweder so tief im deutschen Boden wurzeln, wie die Eichen, in welchem Falle man ihnen die Pilze und das Unkraut am Fuße und an der Wurzel nachsieht, oder sie müssen den Sand der Wüste aufwühlen und den Orient lyrisch einbalsamiren, um in Deutschland als Dichter zu gelten. Wir kennen nur Dichter des Stillstandes, die Dichter der Zeit, der Bewegung, des Fortschrittes, der wahrhaftigen Unsterblichkeit, einer Unsterblichkeit, die sich an das Leben und nicht an die Literaturgeschichte knüpft, kennen wir nicht.

Man glaube ja nicht, daß ich Börne aus dem Grunde einen Journalisten heiße, weil er sich häufig, und in der letzten Zeit ausschließlich an die Politik lehnte. Seine Journalistik hatte tiefere Motive. Ich halte Börne für den in der Zeit und in den Ereignissen auf dem Markt des Lebens aufgegangenen Jean Paul. Was sich bei Jean Paul zum Roman

und zur Phantasie gestaltete, das mußte bei Börne zu einzelnen Blumen und Blüthen heranreifen, die im Frühling, Sommer, Herbst und Winter verschieden sind. Die Sonne der Humanität erwärmte und belebte sie, wie Jean Pauls Dichtungen, aber sie entsprossen der Zeit. Daß sie nicht mit der Zeit verwelkten, das wirkte eben das poetische Moment in ihnen.

Nur das wollte ich damit sagen, wenn ich Börne einen Journalisten nannte. Er war Journalist in der edelsten Bedeutung des Worts, nicht was man in Deutschland unter dieser Bezeichnung versteht. Aus seinen Journal-Artikeln entstanden Börne's gesammelte „Schriften", denn sie zeugten von jener höheren Auffassung der Begebenheiten, die für immer ihren Werth behält. Alle jene Fragmente waren Glieder einer Kette, derselbe Hauch der Liebe lagerte auf allen jenen Meteoren, die sich in finsterer Nacht aus dem reinen Himmel eines großen Herzens zur Erde senkten und eine Lichtsäule bildeten, deren Gipfel strahlend in die Zukunft überragt, während sie die Gegenwart oft nur melancholisch erhellt. Aber die Gegenwart mußte

Börne die Feder in die Hand geben, aus ihr entwickelten sich seine Gedanken, mit den Begebenheiten des Tages zog er sich auf seine Reflexionen zurück, aus dem verworrenen Knäuel Resultate spinnend, nicht wie der Bildhauer den Stein zur Statue meißelt, sondern nach dem alten Schiller'schen Ausspruch: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Ja, Börne gab sich nie den modernen Tendenzen hin, die sich auf den Zufall und das ewige Durcheinander der Welt stützen, auf eine Bewegung, die von demselben Punkte ausgehend, zu demselben Punkte zurückkehrt, er glaubte nicht an den Kreislauf des Geistes, nur das Blut und die Leidenschaften bewegten sich — nach seiner Meinung — in begränzten Räumen. Was er schrieb und dichtete hat nur eine Perspective, die Perspective der Gottheit. Oft treten Nebel und Berge vor diese Perspective, aber es sind nur momentane Hindernisse, die uns den Fernblick versperren, wir wissen, daß wir hinter den Bergen Menschen finden, die die Gottheit nicht bloß ahnen, sondern begreifen.

Börne war ferner Journalist durch die glänzende Popularität seines Styls. Es ist eine wahre Lapidar-

schrift der Gedanken, wie sie Börne schrieb, Jedem erkennbar und verständlich. Die Fragmente, die er uns hinterließ, gleichen unvollendeten gothischen Domen; trotz der feinen Ciselirungen des Witzes und der Satyre, der Arabesken und Laubgewinde der Laune und Phantasie, die seine Gedanken schmücken, verlieren wir keinen Augenblick die erhabene Grund-Idee aus den Augen. Wir können den Dom selbst vollenden, verstehen wir es auch nicht, seine Spitze so schlank und fein zu meißeln, wie der, welcher den Grund legte, so natürlich, einfach und wahr ist Alles in Börne's Schriften.

Börne selbst betrachtete die Journalistik als seine eigenthümliche Sphäre. Er sagte zu mir, als er von der Redaktion einer deutschen Zeitschrift zu besonderen abgeschlossenen Beiträgen aufgefordert worden war: „Ich muß mich erst in die Dinge hineinschreiben, mein Erstes ist vielleicht ohne scheinbares Interesse, aber an das Unbedeutende knüpfe ich Bedeutendes, ich mag mich nicht so abrunden, daß ich der Kunst und dem Studium das Leben opfere; ich muß deßhalb ein bestimmtes Territorium haben, auf welchem ich mich allmählig entwickeln und heimisch

machen kann." Und in Bezug einer Verlags-Offerte von Seiten einer deutschen Buchhandlung bemerkte er mir: „Ich kann binnen Kurzem ein Buch zu Stande bringen, ich schreibe mir täglich meine Gedanken nieder und brauche sie nur in eine Form zu gießen." Man sieht daraus, daß Börne sich mit seinen Betrachtungen nur an die Ereignisse halten wollte. Wie der Taucher die Perle aus dem Grund des Meeres holt, so schöpfte er seine Gedanken aus dem Meeresgrund der Begebenheiten. Aber er war kein Juwelier, um diese Gedanken zu einem Schmuck zu formen. Seine Schriften sind eben eine bunte Perlenreihe und kein Diadem.

In Deutschland möchte man schwerlich eine zweite Erscheinung in der Literatur, die Börne an die Seite zu stellen wäre, ausfindig machen. Die Verhältnisse lassen hier nichts Ausgezeichnetes in der Journalistik aufkommen. Wer will seine Kräfte zersplittern, ohne bei dem besten Willen zu Resultaten gelangen zu können? Frankreich allein, wo die Gegenwart Alles ist, wo das Moment herrscht und wo der geistige Instinkt der Muse so fein ist, daß sie sich dem Genie unbedenklich hingibt, hat eminente

Talente in der Journalistik aufzuweisen. Aber hier handelt es sich um Macht und Ansehen, um eine Selbstständigkeit, der keine andere im Staate gleichkömmt. Die Politik und der Ruhm sind hier die Motive. Börne aber war Journalist aus Enthusiasmus und Überzeugung, und in dieser Hinsicht möchte auch in Frankreich kein Anderer, als Lamennais, die Parallele mit ihm aushalten.

Er hatte sich selbst in dem Sturm der Zeit verloren und fand sich erst in diesem Manne wieder. Mit wahrer Leidenschaft — sagte er mir — sei er an die Übersetzung der „Paroles d'un croyant" gegangen, nie habe er so rasch gearbeitet, als an diesem Werke. Die Übersetzung ist in der That vortrefflich, und man kann es ihr ansehen, daß sie Börne vom Herzen gekommen ist, sie ist eine Reproduction mit allen Reizen des Originals, aber die deutsche Sprache eignet sich besser zu jenem gewaltigen lyrischen Schwunge, als die französische, die weit mehr für die Phraseologie der parlamentarischen Debatten und der Bühne, sowohl der alten, unter Corneille und Racine, wie der neuen, unter Victor Hugo und Alexander Dumas geeignet ist.

Ich wenigstens fand mich zu dieser Bemerkung gegen Börne, in Betreff seiner Übersetzung, veranlaßt, er aber meinte, das Original könne gar nicht als etwas Französisches betrachtet werden, einmal, weil die Freiheit hier unter den Gesichtspunkt des „Evangeliums" gebracht, und dann, weil der Stoff ganz und gar in der Poesie des alten Testaments behandelt werde. Schon in künstlerischer Hinsicht habe Lamennais fast Unerreichbares geleistet, er habe die französische Sprache, diese zwar concise und praegnante, aber schnellfüßige und frivole Sprache zu den Saiten der Davidischen Psalmen gestimmt, sie töne wie eine sanfte, elegische Flöte. Es komme nur darauf an, daß man französisch verstehe, um Lamennais „Paroles d'un croyant" zu lesen, wenn man aber französisch verstehe, so sei damit Alles beseitigt; denn an die französische Literatur werde man bei dieser Dichtung nicht denken, sie habe selbst in der Form einen universellen Charakter, wie die heilige Schrift, bei der es am Ende gar nicht mehr auf die Ursprache ankomme. Börne war so sehr eingenommen von Lamennais und so ganz und gar in dem kindlichen Glauben an die Freiheit befangen,

daß er es durchaus billigte, wenn jener Schriftsteller eine politische Idee in jene naive Poesie des alten Testaments hüllte, in jene — wie Gutzkow so treffend sagt — „großartige Manier, alle Dinge zweimal zu sagen.“ Man müsse den Begriff der Freiheit zu seinen christlichen Anfängen zurückführen und er nehme sich am besten in jenem heiligen Gewande aus, das ihm Lamennais gegeben.

Börne war mit Lamennais bei dem Bildhauer David zum Diner gewesen. Kränklich und körperlich angegriffen, wie er war, konnte er die Freuden des Mahles weder ertragen, noch in einer Soirée im eleganten Pariser Anzuge lange aushalten. Schon nach dem zweiten Gange hatte sich Börne entfernen müssen. Er war ganz voll der Eindrücke des Abbés. „Können Sie es glauben, unsere Gedanken kommen sich so entgegen, daß er mir, oder ich ihm, das Wort aus dem Munde nehme.“ Aber Börne's practischer Blick sicherte ihn gegen allen Nebulismus, der Katholicismus sagte ihm nur als Zweck zu, er würde sich nie seinem Wesen untergeordnet haben, und in Lamennais fand er eine Richtung des Christenthums ausgeprägt, in der eben die Poesie des

Katholicismus und die Heiligkeit und Unantastbarkeit der alleinseligmachenden Kirche mit den Grundsätzen der Reformation verschmolzen war. „Das ist wirklich eine alleinseligmachende Kirche, wie sie Lamennais will, allein sie macht nicht den Köhlerglauben selig, sondern die Vernunft" — sagte Börne.

Lamennais hatte Börne aufgefordert, Frankreich über deutsche Zustände aufzuklären. Dieser entgegnete, „Wenn ich das thue und die nackte kalte Wahrheit berichte, so wird man es mir nicht glauben, und glaubt man es mir, so wird man mit dem Zustand der Dinge in Frankreich ganz und gar zufrieden sein." Die Politik lief Börne immer zwischen die Beine, er würde in der Folge auch nur publicistische Collegien über Lamennais gelesen haben, wie er sie früher über Jean Paul und Herrder las, aber mit einer positiven Richtung, nachdem er in dem Christenthume einen festen Anhalt gefunden hatte.

Börne arbeitete langsam und bedächtig, und würde schon aus dem Grunde nicht den gewöhnlichen Journalisten beizuzählen sein. Zur Redaction eines politischen Journals, zum Repräsentanten einer

Parthei, oder doch einer Meinung, wie sie in den französischen Zeitungen sich geltend machen muß, wo die Artikel du fond die Fahne des Propheten für die Gläubigen sind, eignete Börne sich demnach nicht. Der verstorbene Freiherr von Cotta trug ihm die Redaction der politischen Annalen an, allein er lehnte sie ab und schlug den Hofrath Murhardt dazu vor, um später dieser Zeitschrift nur mit einigen Beiträgen in seinem Sinne zu assistiren. Börne war zu gewissenhaft und zu bequem für einen Journalisten, er konnte seine Überzeugung so wenig, wie sein Genie dem Handwerksgange der Industrie, oder dem jubeo oder velo der Partheien unterordnen. Die Wage war gerade à son aise, er konnte seinen Geist und sein Gewissen ganz nach Belieben in ihr gehen lassen, und man kann sie vielleicht als den weichen, bequemen Lehnstuhl des Börne'schen Genius betrachten. Er konnte nicht einmal Mit-Arbeiter gebrauchen, sie hätten ihm den Gesichtspunkt verrücken können. Und wäre das Theater nicht gewesen, so würde er auch häufig in Verlegenheit wegen des Stoffs gewesen sein; denn die Zufälligkeiten des Lebens wurden stets mit Auswahl

von ihm benutzt, er hatte nicht jenen weichen elastischen Geist, der zu allen Formen paßt und dem ein „Wilhelm Meister, eine Hammelskeule und ein Christuskopf" dieselben Anknüpfungspunkte bieten.

Die „Balance" war eine Fortsetzung der Wage, aber mit einer bestimmten politischen Tendenz. Börne scheiterte mit dieser Zeitschrift einmal, weil er in Paris als Journalist auftreten wollte, ohne die Charlatanerie zu besitzen, die dort die Journalistik wenigstens in der ersten Lebenszeit mit dem Publikum vermitteln muß, und dann, weil er es sich zu bequem machte und die Franzosen zu seiner „Balance" in die Schule schicken wollte, wie einst die Frankfurter Philister zu der Wage. Börne hatte ganz Recht, wenn er behauptete, die Franzosen verständen kaum die ersten Anfänge der deutschen Literatur, den Frankfurtern war Börne in seiner Wage ein O'Connel, während er den Franzosen in seiner „Balance" ein Pestalozzi erschien. Das erkannte auch Börne nur zu bald, er sah ein, daß die geistreichste Nation mit der deutschen Cultur nicht durch Schulübungen, sondern nur durch eine großartige Bewegung vermittelt werden könne. Und in der

That, Napoleon hat bis jetzt noch am meisten zur Kenntniß deutscher Zustände in Frankreich beigetragen, sein au delà du Rhin war dem Lerminiers vorzuziehen, und ob es mit Blut geschrieben wurde, es war doch ein Beitrag zur Welt-Literatur.

Aber da Börne selbstlos war und nie auf sich, als Schriftsteller, rechnete, so war er, wie er leicht seine Fehler einsah, auch gern bereit, ihnen abzuhelfen und einen anderen Weg einzuschlagen. Durch die Revolution von 1830 war er in Schwankungen gerathen, es bedurfte für ihn eines neuen gewaltigen Momentes, um jene zu besiegen. Börne würde an dem „Monde" von Lamennais seine Stelle gefunden haben. Von dort aus würde er seine Tendenzen, Deutschland und Frankreich zu vermitteln, haben verfolgen können. Der „Monde", der von Lamennais redigirte „Monde" ist in der That eine großartige Bewegung: die Freiheit wurde hier aus dem Gesichtspunkte von 1792 unter den des „Evangeliums" gebracht, aus dem Gesichtspunkte der Guillotine unter den des Lebens, aus der Negation in ein rein positives Verhältniß.

Es ist gewiß, daß man auf Börne's Mitwir-

kung an dieser Zeitschrift zählte, und wenn er sich auch nicht an die Spitze der „Welt“ stellen konnte, er würde durch sie eine sichere Richtung auch als Journalist erhalten haben; denn an Enthusiasmus und lauteren Willen für die Tendenzen Lamennais, die ohnedieß von jeher, freilich unbewußt, die seinigen gewesen waren, fehlte es ihm nicht.

Wenn ich sagte, Börne habe langsam gearbeitet, so mag man das übrigens immer weniger der Bequemlichkeit zuschreiben, als seiner Gewissenhaftigkeit. Sein Geist war stets rege und in fortwährender Thätigkeit, aber er trat nicht gern mit seiner Anschauung hervor, indem er allein dem Zufall die Resultate überließ. Er wollte wenigstens bei sich im Klaren über die Erfolge seiner Anschauung sein, und wenn er zu keinen gelangte, so lag das nicht an ihm, sondern an den Verhältnissen und der Zeit. Stets muß ich es wiederholen, daß seine Briefe, vielleicht das Einzige seiner Schriften, woran Deutschland Anstoß nahm, nicht leichtsinnig von ihm in die Welt hineingeschleudert wurden. Lebten wir denn damals nicht in einer Zeit, wo Jedermann mit Kugeln nach einem Ziele schoß, ohne sich viel

darum zu kümmern, wie viele dieser Kugeln das Ziel verfehlten und vielleicht in fremde, friedliche Hütten fielen, statt in das Lager des Feindes? Zudem hatte Börne diese Briefe nie für den Druck geschrieben, sie waren an eine Dame gerichtet, die, sonderbar genug, für Rahel und Bettina schwärmte und die zarten, feinen Saiten seines Herzens aus den Briefen klingen hören mochte. Sie überredete Börne, jene privativen Mittheilungen an den Zeiger der Zeit zu heften und das Werk der Uhr war damals zerrissen. Man hat eine Zeitlang auf die Uhr gesehen und den raschen Umlauf des Zeigers, oder sein Vor- oder Rückspringen für den rechten Gang der Dinge gehalten, aber das konnte nicht lange dauern und die öffentliche Meinung ist keine Geliebte, die die Fehler entschuldigt und die Tugenden selbst hinter dem Nebel gewahrt. Die öffentliche Meinung ist scharfsichtig in Allem, was ihr nahe vor den Augen steht, aber kurzsichtig, handelt es sich um den Fernblick, sie kümmert sich selten um die Ursache, stets um die Wirkungen. Wäre Börne listig genug gewesen, so würde er seine Briefe nicht in Bänden, sondern in losen Blättern eines Journals dem

Publikum vorgelegt haben. Sie hätten dann um so mehr gewirkt und würden nie zu einem Stein geworden sein, den man, will man zu einem Total-Eindruck Börne's gelangen, stets beseitigen muß. Haben nicht fast alle Gegner Börne's ihn aus dem Gesichtspunkte der Briefe beurtheilt?

Diese Briefe waren das Einzige, was Börne nicht langsam geschrieben hatte. Aber damals ging die Gesellschaft und die Literatur mit ihr im Galopp. Es war ein Wettrennen zum Ziele, aber gewiß nicht zur Kurzweil. Börne hat es wenigstens im Ernste genommen. Er sagte mir von einem ersten deutschen Publicisten, derselbe habe ihn in Paris besucht und ihn nach den ersten Begrüßungen mit den Worten angeredet: „Denken Sie nur, die Leute haben das Alles für Ernst genommen, was Sie geschrieben.“ Börne meinte, Herr Marbach habe ihn doch von einer ernsten Seite aufgefaßt, was er aber von solchem Ausspruch halten solle, der ihn zum Spaßmacher herabsetze. Sein Auge nahm bei diesen Worten einen äußerst schwermüthigen Ausdruck an und um seinen Mund zuckte jener leidende Zug, der ihm so schön stand. Ja wohl,

in Deutschland muß die Wahrheit in der Hanswurst-jacke auftreten, aber sie kann sich vorsehen, daß sie dabei nicht selbst für einen Hanswurst gehalten wird.

Auch die Form hat Börne viel zu schaffen gemacht. Er war zuerst in Frankfurt als Schriftsteller aufgetreten und kaum mit Vorstudien. Bei der dortigen Polizei ging es gewiß actenmäßig genug zu, und von dem großartigen Style, in welchem Napoleon seine Geschichte schrieb, mochte man dort wenig spüren, Börne mußte Programme zu kaiserlichen Namensfesten und Steckbriefe schreiben, von der Poesie des französischen Ruhmes konnte er, als ächter patriotischer Deutscher, deshalb um so weniger Wirkungen spüren. Auch das Zeitalter Dalberg mochte an dem „Römer" einflußlos vorübergehen. Aus dem Polizei-Bureau aber wandte sich Börne den Musen zu. Schon das Wagniß war unerhört, noch mehr das Gelingen desselben; denn das Polizei-Bureau in Frankfurt kann in der That als das Sibirien der Poesie betrachtet werden, wer in diesen dunklen, grauen Zimmern, wenn auch nur ein Jahr, Steckbriefe und Singnalements verfaßt, oder Aufenthaltskarten und Päße visirt hat, und sich noch

zum Schriftsteller qualificirt, von dem will ich glauben, daß er einen tüchtigen Zug an der kastalischen Quelle gethan hat. Das „merkwürdigste Jahr meines Lebens" von Kotzebue ist Nichts gegen die Frankfurter Polizei, Kotzebue konnte doch in Sibirien Schauspiele schreiben und aufführen lassen, er fand dort Stoff und Kunstsinn; denn das Elend gibt sich gern der Poesie hin. Aber die Wärter und Aufseher des Elends, die, welche dafür bezahlt werden, daß sie dem Verbrechen aufpassen und den Räuberbanden am Rhein und Main nachspüren, diese Leute sind gewiß ohne alle Anregung.

Jean Paul war vielleicht das einzige Vorstudium Börne's, sein Leben wurde zufälligerweise zwischen die beiden größten Humanitätslehrer unseres Jahrhunderts gestellt, zwischen Jean Paul und Lammenais. Jener zeigte ihm das Ziel, dieser führte ihn zum Ziele.

Aber Jean Paul's Styl, dieser etwas breite, ausschweifende Styl, auf welchem sich die Gedanken weniger behaglich, als gedrängt dehnen und geniren und der gewissermaßen den Satz beweist:

„Weß das Herz voll ist, geht der Mund über“ konnte Börne nicht als Musterstyl dienen. Er hat es einige Zeit mit ihm versucht, er ruhete gern an diesem Herzen, in welchem Gott selbst pulsirte. Aber in Jean Paul blühet und grünet und duftet Alles bunt neben und durcheinander, seine Werke gleichen jenen Zaubergärten in den Mährchen, in denen wir einen ganzen Tag umherwandeln, die wunderbare Pracht anstaunend, die uns von allen Seiten aus den Gebüschen und den Hecken, aus den Blumenbeeten und den Gipfeln der Cedern anlacht; endlich gelangen wir zu einem silbernen Palast, wir treten hinein und der Glanz und das Gefunkel an den Wänden, die mit Tapeten aus Rubinen und Smaragden behangen, wetteifern mit dem Demant-Teppich, welchen der Fuß betritt, aus einem Gemache eilen wir in das andere, immer drängen sich die Eindrücke, und gelangen wir in das letzte Gemach, mit einer brillantenen verschlossenen Ausgangs-Pforte, die wahrscheinlich zum Paradiese selbst führt, so sind wir in Sehnsucht und himmlische Lust dergestalt aufgelöst, daß wir nur noch ermattet einschlummern können. Wir träumen Träume, die

ganz parallel den Anschauungen sind, die wir so eben erlebt haben, und wenn wir erwachen, begrüßen wir irgend ein unbekanntes Wesen, das wieder eben so wonnig aussieht, wie Alles, was wir gesehen und geträumt haben. So geht es in Einem fort. Wir berauschen uns nur an dem Himmel, in welchem Jean Paul lebt, er zeigt uns die Seligkeit, aber er kann sie uns nicht begreiflich machen; denn er denkt wie Gott selbst und schreibt wie ein Magister mit unzähligen Participieen und „Und's," daß wir den Wald vor Bäumen nicht sehen.

Börne versuchte es — wie gesagt — einige Zeit lang mit diesem Style, wir können ihn aus den „Gesammelten Werken" hie und da auf den ersten Blick heraussehen, aber er streifte ihn bald ab. Daß ihm die Emancipation von Jean Paul kein leichtes Werk war, ist ziemlich wahrscheinlich; denn er war an ihm aufgewachsen, er hatte ihn — wie es scheint — in Fleisch und Blut aufgenommen, und ohne Studium der Kunst, sondern aus purem Enthusiasmus für das große, menschheitumfassende Herz, also auch mit Haut und Knochen. Aber Börne hatte Geschmack und ein so feines welthisto-

risches Ohr, daß er die Thaten im Völkerleben wachsen hören konnte, er strebte dahin, ihnen analog zu schreiben. Das war sein einziges Studium, und das ist es, was ich damit sagen wollte, Börne habe den Styl für die Bewegung geschaffen. Klar und scharfsichtig, wie er war, fand er bald den Faden der Ariadne, um den Stylwirren Jean Paul's zu entkommen und dieser Faden war das Volk, er wollte nicht für alle, sondern auch zu allen sprechen.

Zuerst bemerken wir diese Stylveränderung in seinen späteren Theaterkritiken, sie bilden gewissermaßen die allmähliche Abschälung der Jean Paul'schen Darstellungsweise, nach und nach gestaltet sich Alles gedrängter und schlagender. Börne zeigt sich hier zuerst populär und ein Schauspieler sagte noch kürzlich zu mir: „Wie ruhig und plan, wie verständlich das Alles ist und doch wie fein und geistreich." Von da an wird Börne's Styl immer fester und sicherer, immer lebendiger und thatkräftiger, wie man das, wenn man die einzelnen Fragmente seiner „Gesammelten Werke" vergleicht, leicht ersehen kann. Seine „Pariser Briefe" bieten einen Musterstyl, es ist eine Prosa, so glänzend wie Krystall,

während die „Briefe des Verstorbenen" eine künstliche Politur sind. In seinem letzten Werke aber befindet sich Börne, wie er auf dem Höhepunkte seines Strebens steht, auch auf dem Höhepunkt seines Styls. Wie frisch, wie lebendig und kräftig ist dieser Styl, er ist ein wahrer Feldmarschall Vorwärts! ohne Seitensprünge und Abbiegungen. Aus diesem Style wehet den Lesern jene freie Atmosphäre an, die wir nur auf den höchsten Bergen empfinden, die in Jahrhunderten vielleicht einmal erstiegen werden. Börne hat dort seine Fahne aufgesteckt, um unter ihr zu sterben.

Aber diese Form hat Börne viele Mühe gekostet, sein Styl bildete sich am Leben und im Kampfe des Lebens, er machte keine ruhigen, zurückgezogenen Studien. Auf den Studien der Kunst fußend, schreiben wir rasch und leichtsinnig, wollen wir aber unsere Gedanken in die Form des Lebens und der Zeit gießen, so müssen wir uns vorsehen. Börne war auch aus diesem Grunde ein langsamer Arbeiter, er sagte mir: „Ich schreibe oft an einem Aufsatze vier Wochen."

„Wie leicht wird es Göthe“ — sagte Börne — „über Welt, Menschheit, geistige Zustände, über Steine, Schafsschädel und diplomatische Verhandlungen zu urtheilen, indem er Alles aus dem Gesichtspunkte der Kunst und des Egoismus betrachtet, aber wie verteufelt einseitig und entstellt sind seine Sentenzen oft gerade deshalb. Da lesen Sie nur die Stelle in Eckermann, wo Göthe über den „Globe“ urtheilt.“ Er las sie mir vor. „Die Mitarbeiter (sagte Göthe) sind Leute von Welt, heiter, klar, kühn bis zum äußersten Grade. In ihrem Tadel sind sie fein und galant, wogegen aber die deutschen Gelehrten immer glauben, daß sie den sogleich hassen müssen, der nicht so denkt, wie sie.“ Börne bemerkte: „Wenn nur Göthe gesagt hätte, woher das käme, aber in Zustände geht er nie ein. Die Mitarbeiter des „Globe“ sind nicht aus künstlerischen Rücksichten so heiter und klar, so kühn bis zum äußersten Grade, sondern aus ihrer Stellung. Die Freiheit der Presse ist der Literatur eine Garantie, daß auf diesem Felde aequo Marte gekämpft werden kann und da schwinden am Ende alle persönlichen Nebenbeziehungen, die Meinung bleibt nur

übrig. Aber wenn ich in Deutschland getrost, wie Göthe in seinen letzten Lebensjahren schrieb, denken und schreiben kann, aber nicht, wie ich will; wenn Herr Menzel mich angreifen, ich aber nichts darauf erwiedern darf, so sage man mir, ob da nicht Haß oder Verachtung sich ergeben sollen. Der parlamentarische Takt und eine ruhige freie Discussion, die galant und kühn bis zum äußersten Grade ist, erlernt sich nur aus dem Gebrauch. Aber über solche Dinge spricht Göthe nicht gern. Und die Freiheit bringt er bequem genug unter die Politik. Er sagt, nach Eckermann: „Wir Neueren sagen jetzt besser mit Napoleon, die Politik ist das Schicksal. Hüten wir uns aber mit unsern neuesten Literatoren zu sagen, die Politik sei die Poesie, oder sie sei für den Poeten ein passender Gegenstand. Der englische Dichter Thomson schrieb ein sehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein sehr schlechtes über die Freiheit; und zwar nicht aus Mangel an Poesie im Poeten, sondern aus Mangel an Poesie im Gegenstande.“ Es ist allerdings schlimm genug, daß die Freiheit aus Mißbrauch unter die Politik rangirt worden ist, aber die Freiheit,

wie sie ist, die Freiheit im Kampfe, sie ist ein eben so poetischer Stoff, wie Alles, was unmittelbar von Gott stammt, Poesie ist. Das Christenthum ist eine Freiheit, die nirgends politisch wird und daß das Christenthum Poesie sei, hat Göthe in seinem „Faust“ zur Genüge anerkannt. Und hat nicht die Freiheit selbst den Stoff zum Faust geliefert? Sieht die Freiheit in „Egmont“ nicht poetisch aus. Freilich eignet sich die Freiheit in ihrer Entwickelung, in ihrem Ringen und Streben nur für die Poesie, aber wir sind sicher, daß sie, wie die Gottheit selbst, damit in dieser Welt nie zu Ende kommen wird, sie wird in stetem Kampfe mit dem Fleische und dem Blute liegen und sich im ewigen Entwicklungsgange fortbewegen. Wie eingeschrumpft aber ist der Göthe'sche Freiheits-Begriff geworden. Er sagt — nach Eckermann — „So wie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Parthei hingeben; und so wie er dieses thut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Überblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Bornirtheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen.“ Gewiß, Göthe

urtheilt über die Poesie der Freiheit, wie ein Polizeibeamter. Aber wer hat denn je so Etwas für Freiheit ausgegeben, außer ihm. An einer anderen Stelle sagt er aber: „Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt, und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er hinabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft.“ Ist denn das nicht eben die eigentliche Freiheit? Sehen Sie nur, wie Göthe wider Willen eingesteht, daß ohne Freiheit keine Poesie bestehen kann. Aber ich möchte es keinem Dichter rathen, auf alle Hasen in Preußen und Sachsen hinabzuschießen. Und ist dieses Durcheinander der Begriffe nicht zum Erbarmen! Göthe aber fährt weiter fort: „Und, was heißt denn: sein Vaterland lieben, und was heißt denn, patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu be-

kämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volks aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen, und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln, was soll er denn Besseres thun? und wie soll er denn da patriotischer wirken?" Hätte ich diese Stelle des Herrn Ministers nicht gegen meine Feinde citiren können, die mir stets Mangel an Patriotismus vorwerfen? Ich bin kein schlechterer Patriot, als Göthe. Aber Göthe hält es nicht lange als Adler aus, er schießt nicht auf die Hasen hinab, die in Preußen und Sachsen umherlaufen, er macht gemeinschaftliche Sache mit ihnen; denn er sagt weiter und in einem Athem: „An einen Dichter so ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre eben so, als wenn man von einem Regiments-Chef verlangen wolle, er müsse, um ein rechter Patriot zu sein, sich in politische Neuerungen verflechten und darüber seinen nächsten Beruf vernachlässigen. Das Vaterland eines Regiments-Chefs aber ist sein Regiment." „Ist es nur möglich, einen Schriftsteller aus dem Vergleich mit einem „Adler, der mit freiem Blick über Ländern schwebt", so mir nichts, dir nichts in eine Parallele

mit einem „Regiments-Chef“ zu bringen? Nach dieser Logik würde nun mein Vaterland das Frankfurter Polizei-Bureau gewesen sein. Gott möge es mir verzeihen, daß ich dieses Vaterland nicht anerkenne. — —

Auf diese Weise sprach Börne ziemlich in Einem fort über die Gespräche mit Göthe, er meinte, es wäre besser gewesen, nicht alle Worte Göthe's in Stein zu hauen; was sich in dem kleinen weimar'schen Olymp unter Göttern und Halbgöttern, wie sie Göthe gern um sich gesehen habe, recht nett ausnehme, das werde dem profanum vulgus anstößig und mit Recht; denn Jupiter habe stets an himmlischer Majestät verloren, wenn er mit seinen sehr gewöhnlichen Ansichten und mit seinem irdischen Begehr unter die Menschen getreten sei. Göthe leide an seinen Freunden mehr, als an seinen Feinden.

Gewiß hat die Anbetung Göthe's viel dazu beigetragen, Börne zu seinem erbittersten Gegner zu machen. Er sagte: „Göthe hat diesen Götzendienst auf alle Weise unterstützt, er hat dazu bei-

getragen, daß man seine Person zu einer Autorität erhob, als man seine Werke nicht mehr dazu gebrauchen konnte. So wird denn Alles von ihm nach- und angebetet, sogar sein Unsinn. Wenn, statt Göthe, ein österreichischer Unterofficier einen Dichter mit einem Regiments-Chef vergliche, so wollte ich das hingehen lassen; aber das Widerwärtigste bei der Sache ist, daß Herr Eckermann dem Dichter Göthe das Manuscript „Gespräche mit Göthe" vorgelegt haben will. Göthe hat also in der That nicht nur wie ein österreichischer Unterofficier gesprochen, sondern auch so gedacht."

Börne's Stellung in Paris war — wie sich nach seinen Ansichten und Principien leicht denken läßt — eine ziemlich isolirte. Vermittelungen haßte er und die Deutschen hielt er sich zum Theil gern vom Leibe. Für den gesellschaftlichen Verkehr hörte er überdieß zu schlecht, oft wollte er auch nicht hören. Für die Salons besaß er keine Geschmeidigkeit, kein savoir faire. Um sich den Partheien anzuschließen, dazu hatte er keine Intrigue. So gerieth er denn in eine Unthätigkeit, die jener im Felde gleicht, wenn die Colonne im Kugelregen

geduldig ausharren muß und keinen Schuß wagen darf, weil es die Taktik befiehlt. Und that Börne einen Schuß, so leitete ihn jene weniger diabolische, als gemeine Macht auf ihn selbst zurück, oder auf das, was ihm das Theuerste war, seine Ehre. Es circulirten die freiesten Übersetzungen seiner Artikel in der Balance und im Reformateur in Deutschland. Die Unthätigkeit tödtete Börne. Er hatte in Deutschland inmitten der Discussion der Tagesfragen gestanden und war jetzt auf sich beschränkt und einige Freunde, nicht einmal eine erfolgreiche Defensive konnte er ergreifen. Dabei sah er auf frühere Triumphe zurück, auf seine erste Anwesenheit in Paris, unter der Restauration, wo sich Alles rascher und lebendiger bewegte und jener Indifferentismus der Meinung, der sich jetzt der großen Menge in Frankreich bemächtigt hat, durch eine allgemeine und thatkräftige Opposition ersetzt wurde. Damals war Börne zehn Jahre jünger, rascher und leidenschaftlicher und Frankreich war noch nicht an dem Ziele vorübergeschifft. Man huldigte ihm in Paris und selbst jene Männer des Centrums, die später kaum von ihm Notiz nahmen, schlossen sich

ihm an. Damals verschaffte das Verbot einer Schrift in Deutschland Sympathie und in Frankreich Ansehen, dort las man sie um so mehr, hier feierte man den Verfasser. Und Börne besuchte Paris zum Erstenmale nach dem Verbot seiner Wage. Es trat ihm weit freundlicher und bewillkommnender entgegen, als später, wo er es als Asyl betrachten mußte. Von Paris zurückgekehrt, wandte Börne sich nach Berlin. Seine Gedächtnißrede an Jean Paul bereitete ihm hier, wie im Norden überhaupt, eine enthusiastische Aufnahme, während der Verfasser der Sonntags-Kritik zugleich von Hofräthen und Journalisten im Triumphe durch die Straßen geführt wurde. Von allen deutschen Städten weiß Berlin am besten einen Autor zu fêtiren, ihm die meiste Anerkennung entgegen zu tragen, am geistreichsten zu schmeicheln. Börne sagte noch in Paris zu mir, daß es ihm in Berlin sehr wohl gefallen habe, er wisse nicht, wie man diese Stadt langweilig nennen könne, nirgends könne ein Schriftsteller leichter populär werden als dort; denn der Berliner besitze einen intellectuellen Instinkt und einen außerordentlichen esprit de corps. Nur weil man sich dort

nicht an großartige Interessen lehne, sei die Berliner Journalistik meistens in Skandal aufgegangen. Was aber sind Triumphe der Intelligenz und der Mode gegen das Jod triumphe des Volks. Börne berauschte sich in seinen späteren Jahren an den Acclamationen einer begeisterten Jugend in den Rheingegenden und an dem Jubel der Freiheitstrunkenen Menge. Die Studenten veranstalteten ihm zu Ehren Fackelzüge, das Volk nannte seinen Namen mit Andacht und Hingebung. So schien es wenigstens. Aus diesem Dampfbade des Ruhms und Enthusiasmus trat er ohne Weiteres unter den eisigen Tropfenfall des Indifferentismus. Und wenn er auf seine schriftstellerische Laufbahn zurückblickte, welche Resultate konnte er gewahren? Man hatte über ihn gelacht und selbst die reichen Juden hatten mit ihm schön gethan. Das mußte ihn schmerzen, es nahm ihm zwar nicht den Glauben an sich selbst und an die Menschheit, aber doch den an die Menschen und die Gegenwart. Ohne momentanen äußeren Anhalt und ohne Ableitung der Thaten, die in seiner Seele brannten, ging er an ihnen unter, wie ein Vulcan, der seine Lava nicht ausströmen kann.

Und doch hab' ich ihn nie unmuthig gesehen, geschweige verzweifelnd. Börne besaß die größte Selbstüberwindung, er sah in seinen bittersten Stunden wie die Sonne durch Regenwolken und es war nur der schwächere Theil, der dem Sturme erlag.

Bei aller theilweise absichtlichen, theilweise nothwendigen Isolirung Börne's in Paris, bei aller seiner gesellschaftlichen Zurückgezogenheit von seinen Landsleuten schloß er sich doch gern allen literarischen Unternehmungen derselben an. Wo er nur eine Tendenz ahnete, ließ er sich wenigstens vorerst in Discussionen ein, obschon er seinem Charakter nach niemals einer Unternehmung beitreten konnte, die jene leichtsinnigen Journal-Speculationen, wie sie rechts und links in Deutschland auftauchen, vielleicht nach Paris versetzen helfen sollte. Er war zu nationalstolz — das ist das rechte Wort und Börne würde es in dieser Beziehung nicht desavouiren — um die deutsche Literatur in die Position der deutschen Refugiés zu bringen; das deutsche Journal in Paris, welches ihre Interessen vertreten sollte, mußte in jeder Hinsicht eine unabhängige Macht repräsentiren und einen officiellen Charakter behaupten. Dazu aber

bedurfte es Vorbereitungen und vor allen Dingen Sicherstellung gegen jeden directen Einfluß französischer Literaten.

Spazier, dieser kleine thätige Mann, dieses industrielle Perpetuum mobile in Paris, der keinem Franzosen überhaupt an Speculation und keinem französischen Journalisten an politischer Charlatanerie nachsteht; Spazier, der von Ideen und Tendenzen übersprudelt und so geläufig französisch spricht, daß er selbst einen Pariser nicht zu Worte kommen läßt; Spazier, das Genie der Beweglichkeit und des Einredens, welches selbst Herrn Mauguin und dem Journal du Commerce imponirte, Spazier wollte die Revue du Nord gründen. So viel Médisance der kleine Mann auch an den Tag zu legen weiß, so ist er doch nicht ohne Gutmüthigkeit und ésprit de corps, ja, er nimmt zuweilen einen Anlauf, der wie Enthusiasmus aussieht. Börne gab er sich Anfangs hin, aber Börne wollte keine Hingebung einer Parthei, er sah es nicht gern, wenn sich Jemand an seinen Namen lehnen wollte, er konnte überhaupt die Worte nicht leiden und die Geltendmachung des eigenen Ichs. In solchen Fällen

schnitt er ein Gesicht, wie ein ausgebrannter Vulcan, der nicht einmal mehr raucht. „So — so“ — Bedenklichkeiten, Einwürfe, Achselzucken und eine tödtende Ungewißheit, das war Alles, was man von ihm erlangte; denn er sah gern auf den Grund der Sache, und in Spazier tummelten sich Gedanken, Entwürfe, Pläne, er war stets aufgeregt, wie das Steinhuder Meer, wenn der Wind darüber fährt, und man konnte die rechte Tiefe seiner Bestrebungen nicht ermessen. Aber Spazier, der sich von Börne nie zurückgestoßen, aber doch auch nicht so bewillkommnet sah, wie er es hätte nach seinen Einleitungen erwarten dürfen, forderte ihn dessenungeachtet zu Beiträgen für die Revue du Nord auf, und Börne antwortete ihm in folgenden Zeilen, die seinen Charakter und seine Meinung, vor allen Dingen aber seine Redlichkeit um so mehr würdigen lassen werden:

„Wenn Andere, wenn Sie selbst glauben, daß ich dem Unternehmen durch meine Theilnahme nützen könnte, so will ich, verdient, oder nicht, diese gute Meinung nicht zurückweisen, sondern aufrichtig bekennen, daß ich glaube, meine Theilnahme würde

nicht von geringem Nutzen sein. Ich kann aber nicht wohl wirken, wenn ich nicht auf das Ganze Einfluß habe, wenn ich nicht an der Redaktion des Journals Theil nehme. Nun ist aber nach mehren Äußerungen, über Ihre Pläne, die Sie mir gemacht haben, sehr zu fürchten, daß wir in unseren Ansichten nicht immer übereinstimmen werden.

„Wenn das erste Heft erscheint, werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen aufrichtig meine Meinung zu sagen. Was Sie mir über dessen Inhalt früher anvertraut, gibt mir jetzt schon Stoff zu Einwendungen.

1) „Die Tieck'schen Novellen zu übersetzen, finde ich durchaus zweckwidrig, abgesehen davon, daß sie ganz unübersetzbar sind. Wir dürfen nicht mit den Franzosen als schöne Geister wetteifern, sondern als denkende, freie republikanische Geister, während sie — die Vornehmen unter ihren Schriftstellern aristokratisch, die Gemeinen Höflinge und lakaienartig sind — und das durch und durch, trotz ihrer Constitution.

2) „Ich könnte mich nicht entschließen, an einem Journal Theil zu nehmen, wo Herr von Eck-

stein arbeitet. Ich achte ihn sehr als einen Mann von ausgezeichnetem Geist. Es liegt auch in meinen Grundsätzen, die allerfeindlichsten Grundsätze neben den meinigen auf einem Blatte zu sehen, aber diese Duldung hat Herr von Eckstein nicht. Er würde meine Ansichten aus seiner Nähe verweisen und Ihnen würde es noch weniger gefallen, daß ich gegen ihn im Journale selbst auftrete, wenn er sich auf seine gewohnte Weise äußert, und diese Freiheit müßte ich mir gegen jeden Andern vorbehalten.

3) „Wenn ich eine Stimme in der Redaktion des Journals gehabt hätte, würde ich nicht zugegeben haben, daß ein Unternehmen, wo deutscher Geist und deutsche Grundsätze sich geltend machen sollen, von einem Franzosen, (Herr Chasles) eingeleitet werde. Dies hieße, in einer Schlacht den Vorpostendienst gefangenen feindlichen Soldaten anvertrauen. Die Franzosen, welche die deutsche Literatur lieben, sind bis jetzt doch nur wie unsere Gefangene; in einem Kriege gegen ihr eigenes Volk ist ihnen nicht zu trauen. Und Krieg müssen wir führen. Das ist Ihre Meinung nicht; Sie wollen politisch verfahren, aber unsere einzige Politik muß

sein, keine zu haben. Wenn wir den Franzosen gefallen wollen, müssen wir damit anfangen, sie zu beleidigen, wenn wir auf sie wirken wollen, müssen wir ihnen nicht gefallen. Nur ihren Geschmack müssen wir schonen. Denn darüber läßt sich nicht streiten, die Mode hat immer Recht.

4) „Ist es durchaus nöthig, daß ein Journal sich deutsch über die französische Literatur ausspreche, weil es kein besseres Mittel gibt, die Eigenthümlichkeit des Geistes und der Literatur der Deutschen zu charakterisiren, als wenn man sie den französischen gegenüberstellt. Und hierin darf nicht zaghaft verfahren werden. Wer nicht an seine Sache glaubt, dem wird es nie gelingen, sich Achtung zu verschaffen."

Börne wollte ein Journal zur Sicherung deutscher literarischer Interessen in deutschem Gewande auftreten sehen, als aber Göthe und Tieck dem Bildhauer David, der ihre Büsten angefertigt hatte, deutsch ihren Dank abstatteten und der Arme, der kein Deutsch verstand, diesen Dank aus der zweiten Hand des Übersetzers nehmen mußte, zuckte Börne die Achseln. Er wußte die Nationaleitelkeit sehr

wohl von dem Nationalstolz zu unterscheiden. David hatte den Faust in der Übersetzung von Gérard gelesen und sonst vielleicht Nichts von Göthe. Er ist ein feiner, denkender Kopf und begeistert für den Dichter des Faust. Als starrer Republikaner hat David nie eine Büste Ludwig Philipps, oder eines Gliedes der königlichen Familie anfertigen wollen, und der Zufall führt es nun herbei, daß Göthe und Börne dem Meißel desselben Meisters anheim gegeben werden; denn David wird auch Börne's Denkmal auf dem Père Lachaise sculptiren. Könnte ihm aber Börne seinen Dank dafür abstatten, er würde es doch französisch gethan haben; denn er hielt dafür, daß die Unkenntniß der deutschen Sprache bei den Franzosen eben so sehr an den Deutschen liege, wie an jenen.

Betrachten wir Börne's moralische Position zu der jungen Literatur — in Frankreich und Deutschland — so werden wir einsehen, daß Börne hier das Gewissen repräsentirte. So lange er lebte hatte man doch wenigstens noch Rücksichten zu nehmen, es war weniger die Furcht, als die Ehrfurcht, welche die jungen Schriftsteller an sein

Auge fesselte. Und war er auch bereits Tradition geworden, er war eine heilige Tradition, ein Gebot, wie die zehn Gebote, das man umgehen mochte, aber an dem man nie zum Lästerer werden konnte. Jetzt hat sich das Auge geschlossen, dieses Auge, voll Liebe und Haß, voll Gnade und Zorn, die Brauen über diesem Auge zucken nicht mehr über die Abtrünnigen. Was ist in unserer Zeit heilig, wenn es nicht das Leben ist! „Börne ist todt!“ Dieser kalte Ausruf eines deutschen Journals war die letzte Scholle auf das Grab eines großen Todten, später kokettirte Herr Laube in einem Aufsatz, er sei gerade aus einer Galoppade mit einer Berliner Schönen getreten, und zwar bei Jagor, als er Börne's Tod vernommen habe.

In Börne's Persönlichkeit vermißte man ziemlich jene Satyre und jenen oft bittern Hohn seiner Schriften. Er war nicht leicht zugänglich, so lange man nicht den rechten Ton traf, häufig sogar abstoßend, aber wenn er sich heimisch in der Gesellschaft Jemandes fühlte, was sich stets bald machte, so fand man an ihm den zuthunlichsten Gesellschafter; denn Börne wollte nie mit seinem Geiste glänzen

und ließ sich eben gehen. Konnte man ihn mit Laune und Witz unterhalten, so thaute er um so mehr auf. Aber satyrisch war er nur hie und da, und am seltensten in lebhafter Conversation, wo er nur seine Laune walten ließ und damit eine oft drastisch komische Wirkung hervorrief. Geschärften Witz hingegen ließ er nur dann blicken, wenn er, auf sich zurückgezogen, plötzlich durch eine Frage, oder Bemerkung Gelegenheit fand, durch denselben ein ihm angenehmes Terrain der Unterhaltung zu gewinnen.

Man wird es mir glauben, daß Börne unter solchen Verhältnissen eben keine Anknüpfung für die Unterhaltung bot; wollte man ihn mit Unbekannten vermitteln, so mußte man in der That nicht wenig diplomatisch zu Werke gehen, um eine solche Vermittelung über die erste Annäherung hinaus zu führen und vor allen Dingen das Schickliche beachten; denn Börne besaß diese große Tugend nicht weniger, als Göthe. Zart und reizbar fand er sich nur zu leicht beleidigt, aber nie aus Mangel an Form, sondern vielleicht durch allzugroße Form, wenn sie nicht jenen feinen Glanz hatte, der von einem

Manne von Geist und Geschmack für die Höflichkeit verlangt wird. Herr O. L. B. Wolf konnte sich gar nicht in die Art und Weise hineinfinden, mit welcher Victor Hugo ihn behandelte. Er kam zur Zeit des Diners zu dem Dichter und „man setzte ihm nicht einmal ein Glas Wein vor“ sondern verwies ihn in den Salon, wo er bis nach dem Diner verweilen mußte. Das würde Börne nicht beleidigt haben, nämlich daß man ihm kein Glas Wein vorgesetzt; er würde indeß nie in dem Salon gewartet, sondern sich vielmehr empfohlen haben, wäre er zufälligerweise zu so ungelegener Zeit in das Speisezimmer des Dichters gekommen. Das Speisezimmer ist kein Empfangzimmer in Paris, das Glas Wein aber, welches man in Deutschland etwa dem Fremden bietet, der zur Tischzeit kömmt, ist in Frankreich keine Sitte, und wer sich nicht empfehlen will, der muß im Salon warten, bis das Diner aufgehoben ist. Das also hätte Börne nicht beleidigen können, wie Herrn Wolf, der nun, nachdem er in der Vorrede seines Buchs sich gegen die Persönlichkeiten der modernen Literatur auf das nachdrücklichste erklärt hat, aus Rache für die vermeint-

liche Beleidigung Herrn und Madame Hugo von dieser Vorrede eximirt und sie allein unter den Gesichtspunkt der chronique scandaleuse stellt, während alle Buchhändler und sonstige ehrliche Leute, die zwischen Jena und Paris wohnen und bei welchen Herr Wolf zufälligerweise dinirte, mit milden, dankbaren Worten gepriesen werden. Ich führe diese Thatsache nur an, um einen Maßstab für das aufzustellen, was Börne beleidigen konnte. „Sehen Sie, es geht mich Nichts an" — sprach er auffahrend — „aber es beleidigt mich, wenn ich so etwas lese, wie es alle Leute von Takt und Geschmack beleidigen muß."

Sonst war Börne geradezu und ohne alles Ceremoniell. Auch hatte er die gute Eigenschaft, daß er sich nie von einem Mann küssen ließ, wenn nicht etwa die Nothwendigkeit einer enthusiastischen Umarmung eintrat, wie in Hambach, wo übrigens Börne in der Begeisterung von irgend Einem seine goldene Uhr gestohlen worden war. Ein Gruß, ein Händedruck, ein Kopfnicken und damit Gott befohlen! das war Alles, was man von ihm erlangen mochte, aber er sah dabei so zuverlässig und

treu aus, daß man nicht wohl an ihm zweifeln konnte. Übrigens wies er solchergestalt jede Zudringlichkeit von sich ab. Leute, die an Äußerlichkeiten hingen, hielten das oft für Kälte, aber Börne's Herz war warm und voll Sympathie, wie seine Schriften.

Für die Armen insonderheit fühlte er sehr, er zeigte ihnen nicht sowohl ein freundliches Gesicht — woher hätt' er immer freundlich sein sollen — als jene Theilnahme, die gern und sanft gibt. Er hat für die Armen geschrieben. „Man muß mir viel Honorar geben, sehr viel Honorar, sonst schreib' ich nicht!" Oberflächliche Beobachter hätten solche Worte für Geiz halten können, aber Börne fügte ruhig hinzu: „Sie können überzeugt sein, daß ich das Geld nicht für mich gebrauche." Werden die Armen in den Faubourgs der Hauptstadt Frankreichs, die unbemittelten Flüchtlinge es nicht bezeugen, daß Börne viel Geld gebrauchte? Er hatte keine außerordentlichen Bedürfnisse, sein Haushalt war bald gemacht, aber es jammerte ihn, daß er nicht Allen helfen konnte. War Einer krank, der ihm näher stand, so schickte er zu ihm und ließ theilnehmend

fragen, ob er etwas bedürfe. „Bringen Sie mir einen Theil der „gesammelten Werke?“ — „Nein! Herr Doctor wollte wissen, ob Sie vielleicht in Verlegenheit wären.“ So etwas ereignete sich in jeder Woche. Börne hat manche Thräne getrocknet, obwohl er vielleicht in seinem Leben keine vergossen hat. Ich glaube, Börne konnte nicht weinen. Er war in der That ein ausserordentlicher Charakter, was in unserer charakterlosen Zeit um so merkwürdiger ist, ein Mann, der nur um ein Jahrhundert zu früh erschien. Aber wenn sich eine große gewaltige Wahrheit in dem Völkerleben offenbaren will, so bestrahlt sie zuerst die Höhepunkte der Menschheit, die hervorragenden Häupter, die großen Geister des Jahrhunderts, wie die aufgehende Sonne zuerst die Gipfel der Berge vergoldet, bevor sie in die Thäler hinabsteigt. Man behauptet von Voltaire und den Encyklopädisten, sie seien die Ursache der französischen Revolution. Aber sie waren vielmehr nur die Anfänge; der Geist der Zeit übt größere Wunder, als der der Menschen. Auch Ludwig XIV und XV waren nicht die Ursachen der französischen Revolution, sie rückten sie nur näher, wie sie Napoleon wieder

in die Perspective stellte. Somit thut man denn auch sehr Unrecht, Börne als die Ursache jener kleinen revolutionären Vorfälle in Deutschland und vor der Frankfurter Hauptwache anzusehen — wie solches einige oberflächliche Köpfe behaupten — ihm lagen, wie allen großen Geistern, kleinliche Machinationen fern, und es würde eben so unrecht sein, ihm solche Zufälligkeiten anzurechnen, wie Jean Jacques Rousseau die blutigen Gräuel der Guillotine der Freiheit. Die Philosophie des vorigen Jahrhunderts verhinderte es, daß die Wahrheit gleich von vorne herein ein Spielball der Partheien wurde. Aber nachdem sie die Sonne des Volks geworden war und auf den Höhen, wie in den Thälern leuchtete, hätte man besser gethan, ihren Wirkungen nicht entgegen zu sein, indem man die Gluth jener Sonne gewaltsam ableitete; man hätte besser gethan, nachzugeben. Ja, das war das rechte Wort zur Abwendung des vergossenen Blutes, wie Mignet behauptet. Aber man gab nicht nach, und jetzt bemächtigten sich die Partheien der Wahrheit und gaben auch nicht nach.

Die Menschen werden immer so bleiben, wie sie sind, an diesen Gemeinsatz glaubte Börne nicht in

dem Sinne, wie er gewöhnlich verstanden wird. Es sei bis jetzt noch nichts dafür gethan worden, die Menschheit im Ganzen und Großen besser zu machen und sie auf einen welthistorischen Standpunkt zu führen, behauptete er. Die Anfänge dazu gestalten sich und seien von dem vorigen Jahrhundert ausgegangen, das Ende könne man nicht absehen, aber es werde sich nur hinausschieben lassen, nicht verhindern. Der Gedanke, der seit 1792 die Welt bewege, sei in der früheren Geschichte gar nicht hervorgetreten, wenn man die Beispiele früherer Republiken anführe, so müsse man bedenken, daß sie auf ganz anderen Bedingungen basirt gewesen seien. Die christliche Religion habe sich als Weltreligion Bahn gebrochen und die Idee der Freiheit müsse auch unter den welthistorischen Gesichtspunkt gebracht werden. Das sei aber früher nie geschehen. Er läugnete es keinen Augenblick, daß die Leidenschaften nur das Gepräge der Masse seien, und war — seltsam genug — darin ganz Göthe's Meinung; aber er behauptete zugleich, daß man bis jetzt bloß Sorge getragen habe, diese Leidenschaften auf unedle und unvernünftige Zwecke zu leiten. Die

Vernunft der Einzelnen habe sich der Leidenschaften der Masse nie angenommen, man habe sich dabei beruhigt, daß sie unverbesserlich sei.

Was ließe sich hier nicht dafür und dawider reden, aber es handelt sich nur darum, Börne's Streben rein und von den Neben-Absichten, die man ihm unterstellte, zu schildern.

„Die Masse ist noch so roh, so unreif für die Civilisation", dieser Ausspruch konnte ihm freilich Nichts gelten; denn seine Antwort war immer die: „so cultivirt sie; zur Rohheit ist die Menschheit nicht geschaffen."

Die Meinung, daß die Masse vielleicht zu civilisirt gemacht und auf die Spitze getrieben werden könne, hatte er nicht. Verwies man ihn auf Frankreich, so behauptete er, die Schattenseiten des Volkes wären dort Zufälligkeiten, die nicht aus der Civilisation herrührten, sondern aus den Hindernissen, die man ihr entgegengesetzt habe. „Das Volk ist immer gut und voll Glauben und Hingebung, aber der Ausspruch „mundus vult decipi!" ist das Gesetz derer, die es regieren."

Gegen dieses Gesetz hat Börne von der Wage in Frankfurt an, bis zu seinem letzten Werke gekämpft und gerungen, und weil die Wahrheit nur dem Suchenden wird, und weil die Pfade zu ihr uneben und labyrinthisch sind, so hat er einen mühseligen Weg zurückgelegt und ist lange umhergeirrt. Aber das Ziel hat er erreicht „müde wie ein Jagdhund", wie er selbst klagt, aber stark im Glauben, wie die Märtyrer alle. Als ich von ihm schied, drückte er mir die Hand: „Lassen Sie Etwas von sich hören."

Am Sonnabend, den 11. Februar, schrieb ich aus Frankfurt an Börne. Ich weiß nicht, war es Ahnung, oder Zufall, es trieb mich dringend, ihm zu schreiben. Aber statt ihn, den Lebenslustigen, der einst im Vorgrund des Tages stand, mit der Gegenwart zu unterhalten, brachte ich weniger heitere Beziehungen in den Brief, ich erinnerte ihn daran, wie er einst auf dem Père Lachaise neben Benjamin Constant, oder auf dem Cimetière de Picques neben Lafayette ruhen werde. Ein Freund, dem ich meine Mittheilungen vorlas, meinte, ich sollte diese Perspective streichen, das Grab im Hin-

tergrunde möchte den nervös Aufgeregten unangenehm berühren. Dem Rathe folgend schrieb ich den Brief um. Er hat Börne nicht mehr unter den Lebenden getroffen; denn die Nachricht von dem Tode des Verfassers der Gedächtnißrede an Jean Paul war schon am 15. Abends in Frankfurt verbreitet. An demselben Tage wurde Börne in Paris beerdigt, und an demselben Tage kam jener Brief in die Hände seiner Freunde. Unwissentlich lieferte ich ein Fragment zu der Leichenrede an Ludwig Börne's Grabe, mein Schreiben war voll Erinnerungen seiner deutschen Freunde an ihn.

Was Victor Hugo von den großen Männern überhaupt behauptet, daß sie, gleich der Sonne, am schönsten bei ihrem Auf- und Niedergange seien, das hat sich auch bei Börne bestätigt. Er ist heiter und sorglos gestorben und in der Kraft seines Geistes, der bis zum gebrochenen Auge bei ihm verweilte. Es soll in der That eine erhebende Feier gewesen sein, Börne's Sterbestunde. „Wo bleiben denn die Jungen?" so hatte er schon vor einigen Tagen gefragt. Paris ist so groß und so gewaltigen Treibens, daß dort Leben und Tod, ohne von einander

Notiz zu nehmen, neben einander hingehen. In der Mansarde verscheidet ein Bettler und man findet kein Leichentuch in seinem Nachlaß, während im ersten Stock ein Mann des Tages seine Freunde und Anhänger zum glänzenden Diner versammelt hat. Die „Jungen", auf die Börne so große Stücke hielt, ahneten nicht, wie nahe die Scheidestunde. Man sandte zu einem jungen Arzt, dem Doctor Hörle, aus Frankfurt. In dessen Armen starb Börne, gegen zehn Uhr Abends, wie ein Weiser, schrieb man mir, mit Gedanken der Unsterblichkeit beschäftigt und voll Muth und Zuversicht. Er, der sein ganzes Leben hindurch gekämpft und gerungen hatte, sollte des Todeskampfes überhoben sein, er sollte in stiller Feier verglühen, wie die Sonne am Abendhimmel, nachdem sie alle Mühen und Beschwerden des Tages mit durchgemacht hat; sein Tod sollte das Facit seines Lebens herbeiführen: die Freiheit. Um neun Uhr fühlte er sich ganz erleichtert, aber der Arzt erklärte, daß nun der Abschied eintrete. Und so war es in der That. Die Anwesenden drängten sich um sein Bett und lauschten seinen letzten Worten und hefteten die Augen auf

jene Züge, voll Leid und Schmerz. Todtenstille herrschte im Gemach, der alte Conrad Ulrich, dem Börne ein milder gütiger Herr gewesen war, hatte die Hände zum Gebet gefaltet. Von der Zerrissenheit, die man seinem Herrn so gelehrt und scharfsinnig angedichtet hatte, hatte er während seiner neunjährigen Dienstzeit Nichts erfahren, er verstand Nichts von den Lehren seines Herrn, aber er glaubte an ihn und an seine Liebe, die sich auch in den kleinsten Verhältnissen offenbarte. Eine Astral-Lampe, die Börne zu seinen Arbeiten geleuchtet, fiel um. Das war das einzige Geräusch während der langen bangen Stunde. Um zehn Uhr war Alles vorbei, die Freunde drückten sich die Hände, wie nach einem Siege; denn welcher Held kann sich des Lorbeers rühmen, ehe seine Stunde geschlagen hat. Dann ließ man seinen Thränen freien Lauf um den Freund; denn ein Solcher war Börne Allen, die da arm und gebeugt waren. Leute, die das Antlitz des Todten gesehen, behaupten, der leidende Zug um Börne's Mund sei ganz verschwunden gewesen, die Verklärung sei an seine Stelle getreten.

Man hat behauptet, die Worte Cambronne's

in der Schlacht bei Waterloo: „La garde ne se rend pas, elle meurt!“ seien die Fiction eines Journalisten, und Mucius Scävola und Lucretia seien von dem großen Sinn der Römer erdichtet worden. Die historische Kritik betrachtet auch den Wilhelm Tell als Fabel. Aber es gab eine Zeit, wo man groß genug war, um an die Wahrheit solcher Dinge zu glauben, die wenigstens aus einer Zeit stammten, die groß genug war, solche Dinge zu erdichten. Selbst Göthe meinte, was wir mit einer so ärmlichen Wahrheit sollten. Sie beweiset nur, daß wir sehr klein sind, obwohl ausserordentlich gelehrt. Ach! wir sind in der That sehr klein; denn Börne war wahrhaftig eine Wahrheit und seine Zeitgenossen machen ihn schon zu einer Fabel. Wird die Nachwelt gerechter seyn? Wenigstens wird sie partheiloser sein; denn die Zeit überzieht nur die Vorurtheile der Vergangenheit mit ihrem Rost, die Tugenden aber vergangener Jahrhunderte polirt sie und macht sie von Jahr zu Jahr glänzender und unsterblicher.

Börne ruhet auf dem „civilisirtesten“ Begräbnißplatz der Welt — sagte ein junger Schriftsteller,

Franz Dingelstedt — und gewiß, wer den Père Lachaise besucht hat, der wird sich entsinnen, daß dort so viel Ruhm und Unsterblichkeit auf einem verhältnißmäßig kleinen Flecke neben einander grünet und blühet, als anderwärts nicht in ganzen Ländern beisammen gefunden wird. Börne ruhet auf dem höchsten Gipfel des Todtengartens — den Namen verdient der Père Lachaise mit Recht — auf jener Höhe ist sein Grab, von wo aus man ganz Paris übersehen kann. Er liebte Blumen und Blüthen, wie Jean Paul, der unter ihnen lebte. Die irdischen Verhältnisse gestatteten Börne nicht, in der Zurückgezogenheit des Lebens in freier Natur zu sinnen und zu weben und zu dichten, wie jener; aber der Tod ist mild und voll Liebe, er hat ihn dort gebettet, wo die Blumen am schönsten blühen um ganz Paris, in dem Walhalla Frankreichs. Wir können uns darüber beruhigen, daß er nicht in deutscher Erde ruhet, er ruhet in geweihter Erde, wo man keinen Schritt geht, ohne großer Dinge zu gedenken und wo ein schönes Stück Weltgeschichte beisammen ist. Auf einem kleinen Fleck liegen Thaten von Jahrhunderten und die Anfänge einer neuen

Welt. Dort, auf diesem welthistorischen Begräbniß-platz ist auch Börne's Ruhestätte. Wo anders hätte die Ruhestätte der irdischen Überreste eines Mannes sein sollen, dessen Geist die Welt sein Vaterland nannte und alle Menschen seine Brüder, als dort. Also trösten wir uns, und schreiben wir Kritiken darüber, ob Börne wirklich ein großer Schriftsteller gewesen ist. Die Pariser werden auch für ihn Blumen am Allerseelentage haben, wo man hinauszieht zu den Todten und die Gräber schmückt und sich berauscht in Liebe und Versöhnung.

Hören wir jetzt einen Berichterstatter über Börne's Leichenfeier in den „Blättern für literarische Unterhaltung" No. 69. und zum Schluß Raspail's, des Franzosen, Worte am Grabe des großen Deutschen:

„Der Zug bewegte sich von der Rue Lafitte und über den größten Theil der Boulevards langsam nach dem Gottesacker des Père Lachaise. Hier angelangt, trugen die nächsten Freunde des Dahingeschiedenen den Sarg zur Ruhestätte. Feierliche Stille, ein unbeschreiblicher Ernst bezeichneten den Augenblick, wo die Erde die Hülle dieses mächtigen Geistes aufnahm. Zwei Deutsche, mir unbekannt,

sprachen über der offenen Gruft mit edler Begeisterung und aus voller Seele einige ergreifende Worte der Wahrheit, des Trostes und der Hoffnung für kommende Zeiten. Nach ihnen sprach noch Raspail, der wegen seiner lieberalen Grundsätze in den letzten Jahren so sehr verfolgte ausgezeichnete Gelehrte, in französischer Sprache Einiges über Börne's Stellung und Verdienste, als Vermittler zwischen Frankreich und Deutschland. Er hatte seit dem Erscheinen des „Reformateur" mit Raspail in näheren Verhältnissen gestanden. Der Redner, dem die Macht des Wortes in seltener Vollkommenheit zu Gebote steht, erhob sich vom tiefsten, innigsten Gefühle ergriffen, fast zu prophetischer Begeisterung. Vorzüglich die letzten Momente seiner Rede gaben dieser einfachen, schlichten Todtenfeier einen erhabenen, großartigen Charakter. Sie war würdevoll, ergreifend und frei von jeder leidenschaftlichen Aeußerung, wozu sich die so lebhafte Theilnahme gleichgesinnter Freunde an dem Schicksale des Geschiedenen in diesem Augenblick wohl hätte hinreißen lassen können. Alles, was gesprochen wurde, trug den Stempel der lebendigsten Überzeugung, des edelsten Schmerzes, der kräf-

tigsten Hoffnung, zugleich aber auch einer Mäßigung und Ruhe, wodurch man die endliche Freistätte eines Verfolgten am würdigsten ehren mag."

Raspail's Rede lautet in der Uebersetzung:

„Ich glaubte nur Thränen auf dieses Grab weinen zu können, das Sie mit Blumen umkränzt haben. Aber die Freundschaft, welche über der unbelebten Hülle unseres großen Schriftstellers wacht, fordert mich auf, ihm einige Worte der Erinnerung mit in die Gruft zu geben; in diesem Augenblick einer so traurigen Feier hat die Freundschaft die Kraft eines letzten Willens: ich gehorche, meine Herren, und Sie werden meinem Beispiele folgen, indem Sie mir Ihre Nachsicht bewilligen; ich hatte mich nicht zu so großem Schmerz vorbereitet.

„Meine Herren, ich habe die Hälfte unseres Philosophen, die diese Erde binnen Kurzem bedecken wird, nur wenig gekannt, und ich rechne dieses Mißgeschick zu meinen unglücklichen Ereignissen. Aber was die andere Hälfte betrifft, die uns bleibt, die tiefer als in Bronze gegraben, die dem Gedächtniß der Völker anvertraut ist, welche seine Feder getröstet hat, o! was diese unzerstörbare

Hälfte betrifft, so habe auch ich sie genau gekannt, auch ich habe mich für würdig gehalten, sie zu lieben; und ich kann mit Ihnen sagen, ich habe nicht Alles verloren.

„Nicht, meine Herren, daß ich die Anmaßung hätte, Ihnen den Charakter des Genies Börne's zu enthüllen, Ihnen die magische Kunst dieses Styls zu analysiren, welche ihn zum populärsten Schriftsteller Deutschland's gemacht hat, die Macht dieses tiefen Gedankens zu schätzen, eines Gedankens, der unter dem Schleier der glücklichsten Einfachheit so viel zu jener friedlichen Umwälzung beigetragen hat, die Deutschland an seinem Busen erwärmt. Bei der ersten Zusammenkunft mit Ihnen würde ich Sie darum bitten, mich diese letzte Pflicht erfüllen zu lassen, wenn die mangelhafte Erziehung, die wir in Frankreich erhalten, es mir möglich machte, die Schönheiten einer Sprache zu empfinden, die so süß zum Ohre und zum Herzen tönt.

„Leset, leset! würde ich Ihnen zurufen, wie man an Molière's Grabe den Mysanthrop und Tartüffe las, an Börne's Grabe einige jener auserwählten Stücke, die Deutschland in fünfzehn Bän-

den gesammelt hat, anscheinend eine umfassende Sammlung und doch zu kurz für den Leser. Wie manche nächtige Lampe des im Lesen dieser Sammlung Vertieften erlosch erst beim Beginn des Tages. Wiederholt uns eine jener Allegorieen, in welchen Börne mit jedem Federzug eine Wurzel des werdenden Despotismus abschnitt, wiederholt uns, zumal an diesem Orte, wo Thränen fließen, eine einzige jener tausend Seiten, in welchen Börne die Armen die Ergebung und die Reichen die Wohlthätigkeit, die Geächteten die Liebe zu einem Vaterlande lehrte, das sie zu vergessen schien; bewundernswürdige Werke, die man bei Ihnen in den Palästen, wie in der Hütte findet; denn sie zeichneten eine Zukunft, die keine andere Kategorie unter den Menschen gestatten wird, als die der guten Menschen unter einander, die sich gegenseitig hienieden unterstützen.

„Aber, meine Herren, auch ohne Ihre Sprache zu verstehen, wurde mir das Glück zu Theil, Börne zu lesen und zu begreifen, und ich besitze ihn eben so gut, wie Sie. Er willigte eines Tages darin, in Frankreich die Sprache zu reden, durch welche er deutsche Herzen so tief bewegt hat, und er that

Wunder; er wurde in Frankreich, wie in seinem Vaterlande verstanden, er hatte sich selbst übersetzt; und seit seinem Debut hatte er in der ersten Reihe unserer Original-Schriftsteller Platz genommen; mißgönnen Sie mir nicht ein Gefühl, das aus Dankbarkeit sowohl, wie aus Eigenliebe fließt, es war in dem Reformateur, wo Börne sich als französischer Schriftsteller zeigte. Hätte ich geahndet, in Ihrer Mitte das Wort zu nehmen, ich würde jene kostbaren Fragmente mit hieher gebracht haben, deren Andenken meinen Kummer verdoppelt. In seinem Style fand man Béranger und Paul-Louis-Courier vereint; aber sein Gedanke war zehn Jahre jünger; und zehn Jahre sind in der Revolution, in der jeder von uns begriffen ist, ein Jahrhundert des Fortschritts. Sie haben bemerken müssen, daß seine Feder im Französischen diesen unbeschreiblichen Zauber bewahrt hätte, der sich in geistreicher, oft sarcastischer Weise ankündigt und mit einem tiefen Gedanken und einem hochherzigen Gefühle endet, gleich jenen ausländischen Früchten, die mit einem piquanten und fremdartigen Geschmack beginnen und sich in Wohlgeruch auflösen. Börne,

Israelite von Geburt, war in seinen Schriften meiner, unserer Religion, der Religion der guten Menschen aller Länder; er glaubte an die allgemeine Verbrüderung, an die Gleichheit, die man annimmt und die man nicht auferlegt; der Krieg der Völker unter einander schien ihm ein Verbrechen, einzig und allein zum Vortheil Einzelner begangen; die Nationalität ein ärmlicher Gedanke. Die Natur hatte in seinen Augen der Geselligkeit keine Grenzen in schwarz oder roth gezogen; auf der Oberfläche einer Erdkugel waren die Säulen des Herkules eine Chimäre; er sah den Koloß des Fortschrittes beide Ufer des Flusses, der zwischen Frankreich und Deutschland fließt, überschreiten und den Völkern beider Ufer, indem er ihnen die Hand zur Versöhnung reichte, es in's Gedächtniß rufen, daß sie einem Geschlecht angehören, und daß sie denselben Pflichten unterworfen sind. Und er sagte das Alles, ohne sich in einem Lande etwas zu vergeben, wo die Gastfreundschaft Ihnen nur unter stets beunruhigenden Bedingungen gewährt ist, und wo die wenige Sonne, um welche Sie uns bitten, mit einem Schleier verhüllt wird, dessen äußersten

Saum zu lüften, Ihnen nicht gestattet ist, wollen Sie sich nicht einem Sturme aussetzen. Es bedarf eines großen Talentes, um einen Schein von Freiheit inmitten so vieler Hindernisse zu bewahren, und große Dinge unter dem Degengeklirre so kleiner Geister in gehöriger Weise zu besprechen. Dieses Talent hat Börne in Frankreich zur höchsten Stufe der Vollendung getragen. In diesem durchsichtigen und ärmlichen Körper, der sich über die Erde, wie über ein Vaterland schleppte, das ihm nicht angehörte, wohnte eine Seele, die für das Gute brannte, für das Schlechte litt, für die Vertheidigung der heiligen Sache des Volks kämpfte; dieser Körper gehörte einem in sein Schicksal ergebenen Kranken an, einem tiefdenkenden und bescheidenen Schriftsteller, einem Märtyrer, bereit zu jeglichem Leid und jeglicher Duldung und der sich den unglücklichsten Verhältnissen weihte; das Emblem der Tugend, die sein Talent ausmachte, malte sich in diesem unter Leiden lachenden Antlitz, in diesem satyrischen Ausdruck, den ein von der ausgesuchtesten Sensibilität entlehnter Blick belebte.

„Doch Ihre Literatur wird alle diese Dinge be-

ser zu sagen wissen, als ich, und ich werde mich nicht so weit vergessen, das Gemälde vervollständigen zu wollen. Frankreich, in dessen Namen ich leider allein sprechen muß, und das meinen Worten nicht widersprechen wird, Frankreich wird Börne Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die bei uns immer spät kömmt, aber die niemals am Grabe ausbleibt. Börne ist weniger bei uns bekannt gewesen, weil man, um bei uns von sich reden zu machen, Genossen haben muß, und Börne hatte nur Bewunderer. Aber der Tod versöhnt das Genie mit dem undankbaren Ruf, und unsere Literatur wird, so hoff' ich, eine ihrer schönsten Kronen auf dieses Grab heften, welches die Natur mit den einfachen und natürlichen Blumen schmücken wird, mit denen sie stets am Grabe des Armen und an dem des Freundes der Armen so freigebig ist.

„Was mich betrifft, der ich hier nur den Tribut meines Schmerzes darbringe, so grüß' ich dich, o Börne, nicht in dieser Gruft, die bald drei Fuß Erde decken werden, sondern in jenen lichten Räumen, wo unzählige Welten in unerforschter Harmonie über dieser kleinen Erde rollen, die wir un-

ser Universum nennen; ich grüße Dich in jener großen Werkstatt der Intelligenz, wohin deine Seele emporstieg, wie zu ihrer Quelle. Du empfängst jetzt unsere Ehrenbezeugungen, nicht als leere Formen, sondern als den Tribut der Gerechtigkeit; Du würdigst jetzt deine Schriften mit demselben Auge, mit welchem wir sie stets gewürdigt haben, Du hast deine Bescheidenheit mit in's Grab gegeben, indem Du selbst in die Heimath der Wahrheit übertratst. Mögest Du selig sein, o Börne! mögest Du dich selbst erkennen! Und wenn zwischen den Todten und Überlebenden ein Gesetz geistiger Mittheilung von den Regionen herab, wo du wandelst, besteht, so sende uns auf den Schwingen der Ahnung einige jener trostreichen Wahrheiten, die Du jetzt im offenen Buche liesest, für die Zukunft, die uns verborgen ist. Inmitten des Schauspiels so vieler systematischen Verderbniß, so vieler treulosen Freundschaft, das von Tage zu Tage mehr hervortritt, wird dieser Traum den Kummer mildern, der uns drückt, den Kummer, daß wir Dir noch nicht gefolgt sind, nach Oben."

Vielleicht wird die deutsche Kritik sich der Worte

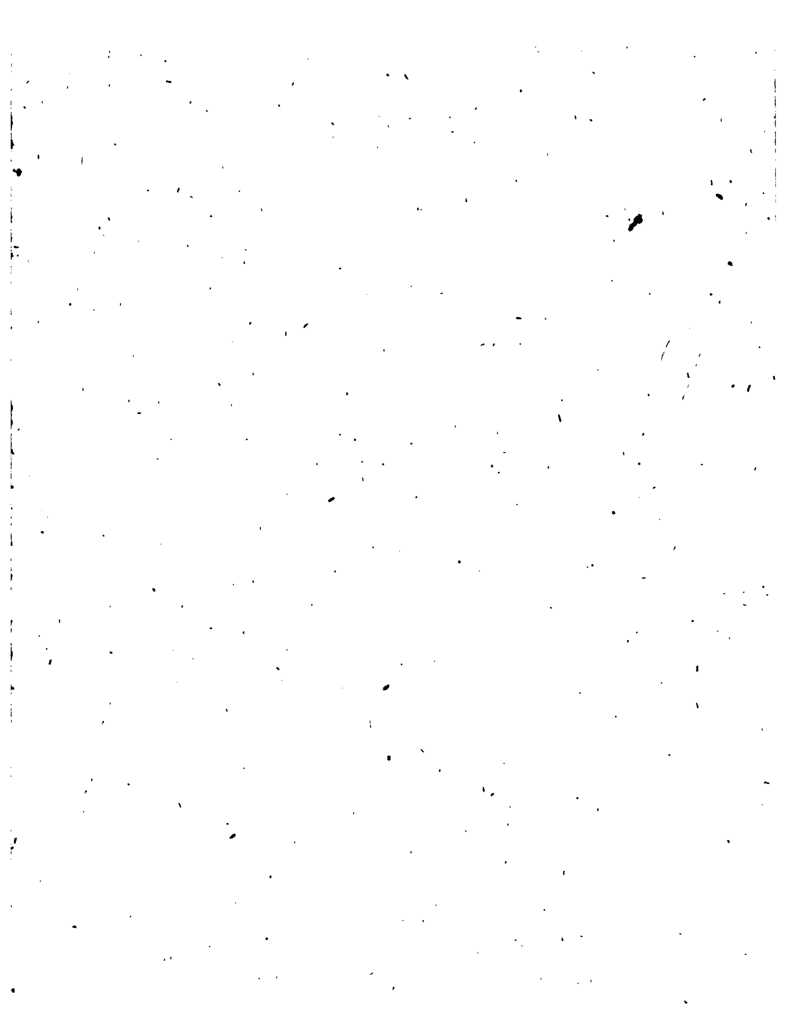
Raspail's erbarmen und mit der Brille auf der Nase untersuchen, wie viel literarische Wahrheit in ihnen enthalten ist. Dazu möchte ich wenigstens keine Veranlassung gegeben haben. Ich führe Raspail's Rede nicht als wissenschaftliches Kriterium Börne's an, sondern um den Gesichtspunkt darzuthun, aus welchem ein in der literarischen Welt gefeierter Mann, ein Franzose, den heimathlosen Deutschen beurtheilte: Die Worte Raspail's sind kein Panegyrikon — das werden wir eingestehen müssen — sie sind keine oratorischen Floskeln, sondern Gedanken, die einem großen Herzen und einem über die Verhältnisse emporragenden Geiste entströmen. Es ist eine Aeolsharfe, die an diesem Grabe klingt, indem der Hauch der Liebe ihre Saiten berührt. Aber diese Worte beweisen, daß Börne eine Stelle in Frankreich hätte einnehmen können. Der Franzose Raspail zählt ihn den ersten Schriftstellern Frankreichs bei. Das ist eine Concession, die selbst unsere Literatur-Zeitungen nicht füglich werden beseitigen können; eine Concession, wie sie bis jetzt noch keinem Deutschen von der französischen Literatur gemacht wurde. Was folgt aus dieser Concession? Börne hätte sich mit

seinem Geist eine neue Heimath erobern können, eine Heimath, die dem Genie Ansehen und Glanz versprach und eine Zukunft des Ruhms. Wenn er es unterließ, wenn er nie an sich dachte, sondern nur an seine Mission und an die Heimath, die er der Menschheit gründen wollte, so werden wir ihm Eins nicht versagen können: unsere Achtung. Weiter hat Börne Nichts verlangt, als die Achtung der Welt. Und in der That, ich glaube, sein Leichenzug war größer, als die Zeitungen berichteten: Tausende sind in aller Stille mit zum Père Lachaise gewallfahrtet und haben eine Thräne in die Blumen gelegt, die das Grab Börne's umkränzen. Und so viel Thränen, als um Börne flossen, so viel Brillanten schmücken den Ordensstern erster Klasse, der Börne von der Menschheit mit in's Grab gegeben wurde.

Gedruckt bei J. C. Köhler und H. Teller in Offenbach a. M.

Verbesserungen.

Seite	79	Zeile	10 v. u.	lies:	Achilles-Ferse	statt: Achilles-Verse.
„	80	„	2 v. u.	„	der Schild	„ das Schild.
„	94	„	11 v. u.	„	Galloix	„ Halloix



16/Nur

255

9

1793

